Granzner-Stuhr, S. (2014). Zur Rekonstruktion der Handlungspraxis.
Dokumentarische Methode und Gruppendiskussion.
ARGE Forschungsjournal, 2014/01, S. 20-30
ISSN 2312-5853

ARGE Forschungsjournal The Open Access E-Journal

Zur Rekonstruktion der Handlungspraxis. Dokumentarische Methode & Gruppendiskussion.

Stefanie Granzner-Stuhr[1]

Zusammenfassung

Bei der dokumentarischen Methode wird der spezielle Fokus auf die Rekonstruktion der Praxis gelegt. Es stellt sich dabei die Frage, wie es möglich ist, auf Basis ungeordneter Daten (z.B. aus Interviews oder Gruppendiskussionen) empirisch fundierte Erkenntnisse zu gewinnen.

Abstract

The documentary method places a particular focus on the reconstruction of the practical experience. It raises the question of how it is possible to gain empirically sound insights from random data (e.g., from interviews or group discussions).

Keywords: Dokumentarische Methode, Rekonstruktive Sozialforschung, Gruppendiskussionsverfahren, formulierende und reflektierende Interpretation, Typenbildung

Einleitung

Als Begründer der dokumentarischen Methode wird Karl Mannheim (1893 – 1947) angesehen, der als einer der Ersten in der Rekonstruktion der Praxis („Standortgebundenheit“) den Weg dazu aufzeigte, das Entstehen und die Akzeptanz von bestimmten Denkhaltungen zu verstehen („Strukturen des Denkens“, 1922-1925).

In weiterer Folge wurde die Methode in der Chicagoer Schule von Harold Garfinkel (1917 – 2011), einem Erforscher von Alltagskommunikation, aufgenommen und weiter entwickelt (siehe dazu „Studies in Ethnomethodology“, 1967).

Im deutschen Sprachraum muss vor allem Ralf Bohnsack (FU Berlin) als bedeutender Vertreter der dokumentarischen Methode genannt werden. Er adaptiert die Methode vor allem auch für deren Einsatz in der Bild- und Videointerpretation (siehe dazu „Rekonstruktive Sozialforschung“, 2007).

Die Rekonstruktive Sozialforschung fragt nicht nur nach dem Inhalt (dem WAS), sondern interessiert sich vor allem auch dafür, wie Meinungen, Ansichten, Aussagen, etc. zu Stande gekommen sind.

Die Befragten werden in diesem Forschungskontext als ExpertInnen ihrer Erfahrungen angesehen. Die Aufgabe der ForscherInnen liegt darin, die Grundlagen dieser Sinngehalte zu rekonstruieren.

[1] Korrespondenz: stefanie.granzner@sfu.ac.at

© ARGE Bildungsmanagement. Dieser Open Access Artikel unterliegt den Bedingungen der ARGE Bildungsmanagement, welche die Nutzung, Verbreitung und Wiedergabe erlaubt, sofern die ursprüngliche Arbeit richtig zitiert wird.

Methodologische Einordnung der Methode

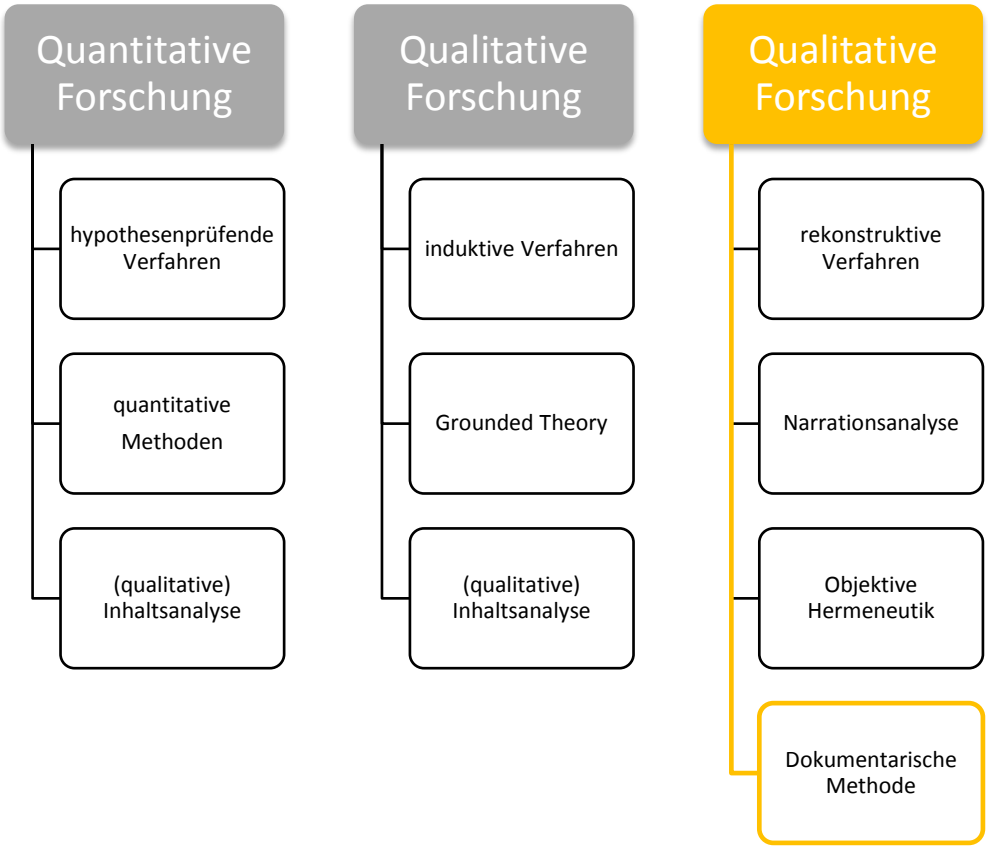

Abbildung 1. Methodologische Einordnung der Dokumentarischen Methode.

Zur leichteren Nachvollziehbarkeit soll an dieser Stelle der Einsatz der Dokumentarischen Methode am Beispiel des Gruppendiskussionsverfahrens vorgestellt werden:

Das Gruppendiskussionsverfahren hat in den vergangenen Jahren in der sozialwissenschaftlichen Forschung stark an Bedeutung gewonnen, da mit diesem kollektive Phänomene erfasst werden können, die sich der quantitativen Forschung weitestgehend entziehen würden.

> *„Das Gruppendiskussionsverfahren fokussiert kollektive Orientierungen, Wissensbestände und Werthaltungen. Seine Einsatzbereiche erstrecken sich von der interkulturellen Forschung, der Jugend-, Generations-, Milieu- und Geschlechterforschung über die Organisations- und Evaluationsforschung und Organisationsberatung bis hin zur Medien- und Kommunikationsforschung“* (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2008, S. 107).

Die Gruppendiskussion

Bei einer Gruppendiskussion handelt es sich um ein von außen initiiertes Gespräch, das mit einer Realgruppe geführt wird. Realgruppen sind Gruppen, die auch außerhalb der Erhebungssituation als solche existieren – Freunde, Arbeitskollegen, Cliquen oder Personen, die über einen „strukturidenten sozialisationsgeschichtlichen Hintergrund“ (Loos & Schäffer, 2001, S. 13) verfügen – z.B. denselben Beruf ausüben, derselben Generation angehören und den Mauerfall miterlebt haben.

Das Ziel einer Gruppendiskussion ist nicht ein möglichst effizientes Abfragen von Einzelmeinungen, wie dies in der Marktforschung teilweise gemacht wird (man spricht dann von

einer Gruppenbefragung), sondern die Initiierung eines möglichst regen Gedankenaustauschs der teilnehmenden Personen zu einem vorgegebenen Thema. Im optimalen Fall nähert sich dieses Gespräch zumindest zeitweise einem normalen Gespräch an. Die Gruppendiskussion sollte also so ablaufen, als ob die Gesprächsleitung überhaupt nicht anwesend wäre. Den Verlauf der Diskussion darf man sich also nicht unbedingt als Diskussion im Sinne eines regen Austauschs von Argumenten vorstellen, sondern eher wie ein Gespräch unter Freunden, in dem „auch biographisch oder handlungsbezogen erzählt, sich gemeinsam erinnert und wechselseitig ergänzt wird“ (vgl. Loos & Schäffer, 2001, S. 13).

Die Durchführung einer Gruppendiskussion
Ort, Zeit & technische Voraussetzungen:

Um den Verlauf der Diskussion positiv zu beeinflussen, sollte ein Ort gewählt werden, an dem sich die TeilnehmerInnen wohl fühlen, der ihnen vielleicht sogar bekannt ist, der aber gleichzeitig nicht zu laut ist, um Störgeräusche und zu starke Ablenkung zu vermeiden. Der optimale Ort für eine Gruppendiskussion ist ein Raum, der weder zu klein noch zu groß ist, der weder stickig, kalt oder zu heiß ist, der kein Durchgangszimmer ist – sprich ein halbwegs gemütlicher, ruhiger Ort, an dem sich die Diskussionsgruppe, um einen Tisch sitzend, auf ihr Gespräch konzentrieren kann, ohne von äußeren Einflüssen allzu stark beeinflusst zu werden.

Die TeilnehmerInnen der Diskussion sollten für diese ausreichend Zeit einplanen – mindestens zweieinhalb Stunden, denn Termindruck oder Stress ist für die Durchführung einer Gruppendiskussion kontraproduktiv.

Aufgezeichnet wird die Diskussion mittels gutem Audiogerät, wobei es hierbei vor allem auf die Qualität des Mikrofons ankommt. Als geeignet haben sich Mini Disc Rekorder oder direkte Aufzeichnungen über den Laptop (z.B. mit dem Programm Audacity) erwiesen. Bei Aufzeichnung auf Mini Disc oder Kassettenrekorder sollten immer genügend Discs bzw. Kassetten mitgebracht werden – denn man weiß im Voraus nie, wie lange eine Diskussion tatsächlich dauern wird! Weiters sollten die Aufnahmegeräte ans Stromnetz angeschlossen werden können, denn Batterien können sich als sehr unzuverlässig herausstellen – zur Sicherheit aber auf jeden Fall auch welche mitnehmen!

Beginn der Diskussion:

In der Eröffnungsphase der Diskussion stellt die Diskussionsleitung sich und ihr Projekt kurz vor – diese einleitenden Worte sind aber wirklich kurz zu halten, da sonst der formelle Charakter des Zusammentreffens zu stark in den Vordergrund gerückt wird. In dieser Phase sollte es bereits vermieden werden, zu detailliert auf Fragen der TeilnehmerInnen einzugehen – allerdings ist es wichtig, ihnen absolute Anonymität zuzusichern und zu erklären, dass die Aufnahme nur für Forschungszwecke gemacht wird, sie niemand außer den ForscherInnen zu hören bekommt und nach der Transkription nicht mehr nachvollziehbar ist, wer was gesagt hat.

Der wichtigste Aspekt der Eröffnungsphase ist die Erklärung des Ablaufs der Diskussion. Es ist wichtig zu betonen, dass die TeilnehmerInnen so miteinander sprechen sollen, wie sie es normalerweise auch tun – „wie sonst auch miteinander reden“. Die Gesprächsleitung selbst muss außerdem erklären, dass ihre Rolle eher im Zuhören besteht und sie sich, abgesehen von der Eingangsfragestellung und gelegentlichen Zwischen- oder Nachfragen, weitestgehend aus der Diskussion heraushalten wird. Der Gruppe ist es auch völlig freigestellt, worüber sie sprechen will – die Diskussionsleitung betont, dass alles, was die Gruppe zu

dem Thema zu erzählen hat, wichtig und interessant ist!

Sind alle Fragen und Unsicherheiten aus dem Weg geräumt, schaltet man das Aufnahmegerät ein und stellt die Eingangsfrage – welche besonders offen und demonstrativ vage gehalten werden sollte! Die Eingangsfragestellung sollte das Thema lediglich eingrenzen, nicht aber Wertungen oder Einschränkungen beinhalten.

Während der Diskussion:

„Das oberste Ziel bei der Durchführung einer Gruppendiskussion ist die Herstellung von Selbstläufigkeit“ (Bohnsack, 1989, S. 213), was im Grunde nichts anderes bedeutet, als dass sich die Diskussion möglichst weitgehend einer normalen Gesprächssituation annähern sollte.

> *„Mit der Fokussierung auf die Erzeugung von Selbstläufigkeit soll sichergestellt werden, dass sich die Diskussion der gegebenen Gruppe in ihrer Eigenläufigkeit bzw. Eigenstrukturiertheit entfalten kann. Es sollen so die Relevanzsysteme derjenigen zur Sprache kommen, die Gegenstand des Forschungsinteresses sind“* (Loos & Schäffer, 2001, S. 52).

Die Diskussionsleitung gibt im Verlauf und nach der Diskussion folgende Inputs:

Möglichkeiten der Intervention:

Zu Beginn der Diskussion sollten alle Interventionen auf die Herstellung von Selbstläufigkeit gerichtet sein.

Im Verlauf der Diskussion können immanente Nachfragen gestellt werden – diese beziehen sich auf Themen, die von der Gruppe bereits selbst initiiert wurden und sollen ein weiteres Eingehen auf diese Themen in Form von Erzählungen und Beschreibungen fördern.

Grundlagen der Intervention:

Es muss stets die gesamte Gruppe Adressatin der Forscherintervention sein – niemals einzelne Gruppenmitglieder ansprechen!

Sowohl die Themeninitiierung als auch Nachfragen in allen Phasen der Diskussion sollen demonstrativ vage gehalten werden und sich durch eine möglichst unpräzise Fragestellung auszeichnen.

Auf Eingriffe in die Verteilung der Redebeiträge sollte vollständig verzichtet werden.

Wenn die Gruppe von sich aus nichts mehr zum Thema beizutragen hat – sich also ihr immanentes Potential erschöpft hat, kann man zur Phase der exmanenten Fragen übergehen. Diese Fragen beziehen sich auf all jene Aspekte, welche für das Forschungsinteresse relevant sind, von der Gruppe selbst aber nicht angesprochen wurden.

Nach der Diskussion:

Nach Beendigung der Diskussion wird unter den TeilnehmerInnen ein kurzer Fragebogen verteilt, welcher soziodemographische Aspekte und ähnliche interessante Zusatzinformationen erfragt. Weiters sollte nach der Diskussion sobald als möglich ein Kurzprotokoll verfasst werden, auf dem Datum, Codename (zur besseren Erinnerung werden den Gruppen Namen gegeben, die charakteristisch für sie sind) der Gruppe, die Mikrofonpositionen und vor allem die Positionen der TeilnehmerInnen in Relation zu den Mikrofonen eingezeichnet werden.

Bearbeitung des erhobenen Materials

Die Transkription:

Zunächst wird das erhobene und aufgezeichnete Datenmaterial mit Datum und Codename der Gruppe versehen – diese Daten sollten auch auf den nach der Diskussion ausgeteilten

Kurzfragebögen zur Erhebung der soziodemographischen Daten der TeilnehmerInnen vermerkt werden, damit es später zu keinen Verwechslungen kommt. Falls nicht sofort transkribiert wird, lohnt es sich auch, die Sitzpositionen der einzelnen TeilnehmerInnen rund um das Mikrophon auf einen Zettel zu zeichnen und eventuelle Merkmale der einzelnen Personen dazu zu vermerken – das hilft bei der späteren Zuordnung.

Früher oder später wird aber auf jeden Fall transkribiert und das bedeutet, dass das aufgezeichnete Datenmaterial zu Papier gebracht wird, was bereits als erster Interpretationsschritt gewertet werden kann. Dieser Schritt beginnt, streng chronologisch gesehen, bereits bei der Auswahl des zu transkribierenden Materials. Eine Auswahl ist aus mehreren Gründen notwendig: Einerseits, weil man es, im Falle einer gelungenen Gruppendiskussion, leicht mit mehrstündigem Audiomaterial zu tun hat, das beim besten Willen nicht vollständig ausgewertet werden kann, zweitens, weil dies auch gar nicht nötig ist, da nur bestimmte Passagen von Interesse für die Forschenden sind. Um einen Überblick über diese Datenflut zu bekommen, wird üblicherweise nach dem ersten Abhören der Bänder ein „thematischer Verlauf“ der Diskussion ausgearbeitet – was nichts anderes bedeutet, als dass man sich notiert, welche Themen zu welchem Zeitpunkt der Diskussion besprochen wurden – der in der Folge darüber entscheidet, was transkribiert und auch interpretiert wird. Interessant sind dabei formale und thematische Gesichtspunkte (siehe dazu Przyborski, 2004).

Formale Gesichtspunkte: Unterscheidet sich eine Passage (= Phase der Behandlung eines Themas; bildet die kleinstmögliche Einheit für Interpretationen) formal vom Rest des Diskurses, ist dies üblicherweise ein Hinweis auf eine fokussierte Stelle im Gespräch. Man spricht in diesem Fall von einer „Fokussierungsmetapher“ (vgl. Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2006, S. 67), die eine hohe interaktive und metaphorische Dichte im Vergleich zu anderen Passagen derselben Gruppe aufweist. Intensität kann sich aber auch durch längere Pausen zwischen dem Sprecherwechsel, durch besonders ausführliches Besprechen eines Themas oder den Wechsel der bevorzugten Textsorte ausdrücken. Zusammenfassend kann man sagen, dass die formalen Merkmale eine Art Wegweiser sind, die zu den Passagen führen, die eine hohe Relevanz für die Untersuchten haben, sich diese also in solchen Passagen auf der Basis ihrer gemeinsamen Erfahrungsräume (= konjunktive Erfahrungsräume) verständigen.

Inhaltliche Gesichtspunkte: Nicht nur die Fokussierung ist für das Gelingen der Interpretation wichtig. Wichtig sind auch jene Passagen, die sich auf das Erkenntnisinteresse beziehen und so für die Beantwortung der Forschungsfragen relevant sind. Es müssen also auch all jene Passagen transkribiert werden, welche für das Erkenntnisinteresse relevant sind.

Eingangspassage: Zusätzlich zu den formalen und inhaltlichen Gesichtspunkten muss auch die Eingangspassage jeder Gruppendiskussion transkribiert werden, da sie einen wichtigen Ansatzpunkt liefert, wie die jeweiligen Gruppen an das Thema herangehen.

Zeichen	Bedeutung
⌊	Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim Sprecherwechsel
(.) bzw. (3)	Kurze Pause bzw. Anzahl der Sekunden, die eine Pause dauert
nein	Betont gesprochen
nein	Laut gesprochen (in Relation zur üblichen Lautstärke des Sprechers)
°nein°	Sehr leise (in Relation ...)
viellei-	Abbruch eines Wortes
Nei::n	Dehnung – die Häufigkeit vom : entspricht der Länge der Dehnung
(doch)	Unsicherheit beim transkribieren
( )	Unverständliche Äußerung – Länge der Klammer entspricht ca. der Dauer der unverständlichen Äußerung
((spielt))	Kommentar bzw. Anmerkung zu parasprachlichen, nicht-verbalen oder gesprächsexternen Ereignissen
@(.)@, @(3)@, @nein@	Kurzes Auflachen, drei Sekunden lachen, lachend gesprochen

Tabelle 1. Richtlinien der Transkription

Die formulierende Interpretation:

Bei der formulierenden Interpretation handelt es sich um eine zusammenfassende (Re-) Formulierung des immanenten, also des generalisierenden, allgemein verständlichen Sinngehalts. In diesem Schritt muss sich die interpretierende Person vor allem darauf konzentrieren „was gesagt wird“. Der Inhalt soll also möglichst knapp in einer allgemein verständlichen Sprache wiedergegeben werden. Dies soll es ermöglichen, die thematische Struktur eines Textes, die nicht immer ohne weiteres klar erkenntlich ist, zu erschließen und deutlich zu machen. Der Sinn hinter dieser Reformulierung liegt einerseits darin, sich über den wörtlichen Gehalt des Gesagten klar zu werden. Denn erst, wenn man diesen verstanden hat, kann man daran gehen, ihn zu interpretieren. Zweitens findet damit eine Art Übersetzung des Gesagten statt, die Sprache der Erforschten wird also in Richtung der Sprache der Forschenden überführt. Um diesen Interpretationsschritt überschaubar zu machen, geht man in drei Schritten vor: Im ersten Schritt geht es darum, die zu interpretierende Passage zu benennen, ihr ein Thema zu geben. Dieses Thema soll das übergreifende Thema des vorliegenden Textes oder Abschnitts sein und wird „Thema der Passage“ genannt. Im nächsten Schritt gilt es, Oberthemen (OT) und eventuell Unterthemen (UT) herauszufinden und im Zuge dessen den Inhalt allgemein verständlich wiederzugeben. Diese drei Schritte führen zu einer Feingliederung des Textes, wie zu einer zusammenfassenden Formulierung des wörtlichen Gehalts. Zu beachten ist dabei, dass man sich immer an die vorgegebene Erzählstruktur der Erforschten hält und nicht versucht, die Äußerungen in einen dem Forschenden vielleicht logischer erscheinenden Ablauf zu betten. Manchmal ist es den ForscherInnenn auf der Ebene des immanenten Sinns einfach nicht oder nur schwer möglich, bestimmte Aussagen zu reformulieren – in solchen Fällen fließen diese als wörtliche Zitate in die formulierende Interpretation ein.

Die reflektierende Interpretation:

Bei der reflektierenden Interpretation geht es nun um die Herausarbeitung des dokumentarischen Sinngehalts. Hier wird nicht mehr danach gesucht, was gesagt wurde, sondern danach, was sich über den Fall zeigt. Die Interpreten stellen sich selbst die Fragen: „Was zeigt sich hier über den Fall? Welche Bestrebungen und / oder welche Abgrenzungen sind in den Äußerungen, den Diskursbewegungen beinhaltet? Welches Prinzip, welcher Sinngeh-

alt kann eine derartige Äußerung motivieren, hervorbringen? (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2008, S. 289) Kurz zusammengefasst kann man sagen, dass der Forschende hier versucht, eine Antwort auf die Frage zu bekommen: Was dokumentiert sich in dem, wie etwas gesagt wird? Und das im Hinblick auf konjunktive Erfahrungsräume und die kollektive Handlungspraxis einer Gruppe.

In einem Diskurs ist meist mehr als nur ein Erfahrungsraum anzutreffen, vielmehr kommt es sogar zu Überschneidungen unterschiedlicher Erfahrungsräume, wie zum Beispiel milieu-, generations-, geschlechts- und entwicklungsspezifische Erfahrungen. Dennoch ist es so, dass meist tatsächlich nur einer dieser unterschiedlichen Erfahrungsräume den übergreifenden, kollektiv geteilten Orientierungsrahmen einer Gruppe darstellt. Festmachen kann man diesen Orientierungsrahmen mit Hilfe der so genannten positiven und negativen (Gegen-)Horizonte, sowie durch ein mögliches Enaktierungspotential (vgl. Bohnsack, 1989, S. 28). Der positive Horizont beschreibt dabei soziale und / oder biographische Sachverhalte, mit denen sich die Gruppe identifizieren kann. Es geht aber auch um positive Ideale, die eine Richtung anzeigen, auf die eine Orientierung zustrebt. Der negative Gegenhorizont steht für Sachverhalte, Richtungen, Entwicklungen oder Ausgänge, welche die Gruppe kollektiv ablehnt. Das dritte Strukturmerkmal, das Enaktierungspotential, beschreibt die Einschätzung der Realisierungsmöglichkeit aus Sicht der Gruppe (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2008, S. 290).

Wie oben bereits erklärt, ist es das Ziel dieses Interpretationsschrittes, Orientierungen und Habitus einer Gruppe zu rekonstruieren. Dabei beschreiben Orientierungen Sinnmuster, die unterschiedliche Handlungen strukturieren und hervorbringen.

> *„Diese Sinnmuster sind in die Handlungen eingelassen und begrifflich - theoretisch nicht gefasst. Sind z.B. in der Metaphorik von Erzählungen und Beschreibungen und von performatorischen Inszenierungen, z.B. der Art und Weise, wie miteinander und mit den Untersuchenden umgegangen wird, gegeben. Diejenigen, denen Orientierungen, auf der Grundlage des gemeinsamen Erfahrungsraumes gemeinsam sind, beziehen sich unmittelbar und selbstverständlich darauf, sie verstehen einander ohne einander zu interpretieren. Die Grundlage dieses Verständnisses wird in diesem Interpretationsschritt geleistet.“* (Przyborski, 2004, S. 55).

Exkurs: Der Dreischritt als diskursive Einheit im Hinblick auf die Form der Sozialität:

Wenn man feststellen will, in welcher Weise ein Orientierungsgehalt unter den interagierenden Personen geteilt wird, müssen mindestens drei Sinneinheiten beachtet werden. Bei diesen drei Sinneinheiten handelt es sich um:

Proposition: Hier wird ein Orientierungsgehalt aufgeworfen.

Validierung, Elaboration: Bestätigung des Orientierungsgehalts bzw. weitere Bestätigung oder Ausführung des aufgeworfenen Orientierungsgehalts in Form von Argumenten oder Beispielen.

Konklusion: Abschließende Diskursbewegung, in der sich die Gruppe darüber verständigt, dass niemand mehr etwas dazu zu sagen hat.

„Um den Orientierungsgehalt herausarbeiten zu können, gilt es das ‚Wie' der Kommunikation in zweifacher Weise zu betrachten:

- Wie werden die Inhalte vorgebracht, gestaltet? Diese Ebene, die Performanz, erlangt zentrale Bedeutung, um

- festzustellen, wie sich die semantische Bezugnahme auf der Ebene des Dokumentsinns entfaltet“ (Przyborski, 2004, S. 61).

Kurz gesagt geht es um die Frage, in welchem formalen Bezug der semantische Gehalt zu den einzelnen Äußerungszügen steht. Um diesen Schritt erfolgreich zu bewerkstelligen, bzw. diese Frage erfolgreich beantworten zu können, bedienen sich die Untersuchenden eines Begriffsinventars, das sich im Laufe der Zeit und den gesammelten Erfahrungen immer erweitert hat. Eine ausführliche Darstellung dieses Begriffsinventars findet sich in Przyborski (2004, S. 61–76). Folgende kurze Ausführung bezieht sich ebenfalls auf dieses Werk:

Exkurs: Das Begriffsinventar zur Diskursorganisation

Proposition: Hierbei handelt es sich um die Stellungnahme zu einem Thema, in der eine Orientierung zum Ausdruck gebracht wird. Bei der reflektierenden Interpretation wird der Begriff dann verwendet, wenn ein Orientierungsgehalt in eine Passage zum ersten Mal aufgeworfen wird.

Elaboration: Von einer Elaboration wird gesprochen, wenn ein Orientierungsgehalt weiter verarbeitet wird. Diese Weiterverarbeitung kann auf unterschiedliche Weisen stattfinden, z.B. auf argumentativer Ebene (= Elaboration im Modus einer Argumentation) oder auf beschreibender, erzählender Ebene (= Elaboration im Modus einer Exemplifizierung). Elaborationen beziehen sich nicht zwangsläufig nur auf Propositionen, auch Differenzierungen, Oppositionen oder Antithesen können elaboriert werden.

Differenzierung: Eine Differenzierung liegt dann vor, wenn der propositionale Gehalt einer Aussage ergänzt, eingeschränkt, spezifiziert oder modifiziert wird.

Validierung: Als Validierungen gelten all jene Äußerungen, die aufgeworfene Propositionen bestätigen, wie zum Beispiel „ja“, „genau“, „das stimmt“, „find ich auch“, etc. Ein weiteres Kennzeichen einer Validierung besteht darin, dass genau erkenntlich sein muss, dass sie mit dem Orientierungsgehalt des Interaktionszuges übereinstimmt.

Ratifizierung: Hierbei handelt es sich ebenfalls um eine Bestätigung, allerdings nur auf der Ebene des immanenten Sinngehalts, sie bezieht sich nicht auf den Dokumentsinn.

Antithese und Synthese: Man kann davon ausgehen, dass eine Antithese vorliegt, wenn ein gegensätzlicher Orientierungsgehalt aufgeworfen wird, wie zum Beispiel „ja, aber …“, oder wenn eine Proposition verneint wird. Ob es sich bei dieser Bezugnahme um eine Antithese oder doch um eine Opposition handelt, kann erst am Ende des Interaktionszuges festgestellt werden. Nämlich dann, wenn man die Auflösung der entgegenstehenden Gehalte betrachtet, also die Beendigung eines Themas. Kommt es nämlich zu einer Synthese (entspricht meist einer Konklusion am Ende der Passage) der zunächst entgegenstehenden Orientierungsgehalte, dann fällt die Bezeichnung Antithese zu recht. Diese kann ebenfalls wieder validiert, elaboriert und differenziert werden.

Opposition: Hierbei handelt es sich um einen ersten Entwurf einer Orientierung, die mit der vorangegangenen nicht vereinbar ist. Tauchen derartige Widersprüche in einer Gruppe auf, kann man davon sprechen, dass sie in diesem Zusammenhang keinen gemeinsamen Orientierungsrahmen hat. Unauflösbare Widersprüche sind dann gegeben, wenn es zu keiner gemeinsamen, konsensfähigen thematischen Konklusion kommt. Themen werden hier rituell beendet, es kommt also im Gegensatz zu antithetischen Bezugnahmen zu keiner Syn-

these der unterschiedlichen Orientierungsgehalte.

Divergenz: Sie kann als das Aufwerfen eines zu einer Proposition, zu einer Elaboration einer Proposition usw. eines widersprüchlichen Orientierungsrahmens unter Einbeziehung von Elementen aus jenen Diskursbewegungen, denen sie entgegensteht, beschrieben werden. Während eine Opposition meist deutlich zu erkennen ist, da die Themen durch einen Widerspruch häufig wechseln, bleiben die GesprächsteilnehmerInnen in einem divergenten Diskurs beim Thema. Es werden immer wieder Elemente der anderen DiskutantInnen aufgegriffen und in den jeweils anderen Orientierungsrahmen gesetzt, was den Anschein erweckt, als würden sie sich aufeinander beziehen. Das tun sie im Hinblick auf den Orientierungsgehalt aber nicht, vielmehr reden sie aneinander vorbei. Typische Konklusionen von solch divergenten Diskursen scheinen rituelle Synthesen zu sein. Dabei werden die widerstreitenden Orientierungen zum Beispiel an einen anderen Schauplatz verlegt und dort in einer dritten Orientierung vereint. Die unterschiedlichen Orientierungen in der strittigen Frage bleiben somit aber bestehen.

Konklusion: Diese finden sich üblicherweise am Ende eines Themas und bei der Beendigung einer Darlegung eines Orientierungsgehaltes. Es lassen sich, je nach ihrem Verhältnis zum Orientierungsgehalt, zwei Arten von Konklusionen unterscheiden: ‚echte Konklusionen', in denen die Orientierung abschließend aufscheint und ‚rituelle Konklusionen', die einen Themenwechsel erzwingen. Konklusionen haben oft sehr augenmerkliche performatorische Kennzeichen, wie zum Beispiel mehrfache Wiederholungen. Weiters folgen auf sie oft längere Pausen (2-3 Sekunden).

Exkurs: Typen der Diskursorganisation

Nach Loos und Schäffer (2001, S. 69f.) lassen sich idealtypisch drei Formen der Diskursorganisation unterscheiden, die ihrerseits wieder Aufschlüsse über die innere Verfasstheit der jeweiligen Gruppe zulassen:

Oppositionelle Diskursorganisation: Diese liegt dann vor, wenn Rahmeninkongruenzen auftreten, die im Verlauf des Diskurses von den TeilnehmerInnen nicht in einen kollektiv geteilten Orientierungsrahmen überführt werden können. Die oppositionelle Qualität derartiger Diskurse zeigt sich darin, dass eine Gruppe von Personen innerhalb einer vermeintlichen Realgruppe versucht, den anderen ihre Themen oder auch ihren Stil der Auseinandersetzung aufzudrängen. Je nach Milieu kann dies zu einem Streit, zu Diskussionsabbruch einer Partei durch Absentierung oder zur Dominanz einer der Seiten führen.

Konkurrierende bzw. antithetische Diskursorganisation: Hier liegt im Gegensatz zur oppositionellen Diskursorganisation keine Rahmeninkongruenz vor. Vielmehr geht es darum, wer den gemeinsam geteilten Rahmen am besten ausdrücken kann und gegebenenfalls eine von allen akzeptierte Konklusion formuliert.

Parallelisierende Diskursorganisation: Sie bildet den Gegensatz zur konkurrierenden Diskursorganisation. Man kann sie in gewisser Weise als Vermeidung eines offen propositional geleiteten Diskurses beschreiben, bei dem jemand seine Meinung offenbart und sich danach mit den anderen über das für einen Beobachter klar erkennbare Thema unterhält. Eine parallelisierende Diskursorganisation besteht vielmehr aus einer Aneinanderreihung von schildernden Beispielen. Dem Beobachter fällt es hier oft schwer, den Zusammenhang des geführten Gesprächs nachvollziehen zu können. Beispiele werden aneinander gereiht,

ohne dass jemals klar ausgesprochen wird, was eigentlich Sache ist. Die oft nicht leichte Aufgabe des Interpreten besteht darin, einen thematischen Schlüssel zu finden. Also eine übergeordnete Thematik, die alle Beispiele miteinander verbindet.

Exkurs: Die Fokussierungsmetapher

Während der reflektierenden Interpretation muss besonderes Augenmerk auf die Auffindung und Interpretation der sogenannten *Fokussierungsmetapher* gelegt werden. Formal betrachtet erkennt man diese daran, dass sie eine hohe metaphorische und interaktive Dichte aufweist – sprich, dass die Diskussion zu diesem Zeitpunkt besonders lebhaft und engagiert abläuft.

> *„Inhaltlich verstehen wir unter einer Fokussierungsmetapher eine Textstelle, in der der übergreifende Orientierungsrahmen einer Gruppe zum Ausdruck gebracht wird. An diesen Fokussierungsmetaphern kann dann sozusagen das zentrale ‚Problem' der jeweiligen Gruppe, das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit abgelesen werden"* (Loos & Schäffer, 2001, S. 70).

Die Diskursbeschreibung (auch: Falldarstellung, Fallbeschreibung):

Nach der reflektierenden Interpretation wird der jeweilige Fall – also die jeweilige Gruppendiskussion im Rahmen einer Diskursbeschreibung, genau rekonstruiert. Das bedeutet, dass die gesamte Diskussion im Sinne einer Fallbeschreibung dargestellt wird. Die Gesamtgestalt des Falles soll hierbei zusammenfassend charakterisiert werden, was vor allem die Aufgabe der vermittelnden Darstellung, Zusammenfassung und Verdichtung der Ergebnisse im Zuge ihrer Veröffentlichung hat (vgl. Bohnsack, 2008, S. 138). Zur Diskursbeschreibung zählen eine zusammenfassende Darstellung der zentralen Rahmenkomponenten der Gruppe, die Entwicklung der Dramaturgie des Diskurses, sowie ein Überblick über die vorherrschende Diskursorganisation. Auch die Fokussierungsmetaphern, ebenso wie die positiven Horizonte, die negativen Gegenhorizonte und die Enaktierung sollten in ihr berücksichtigt werden. In der Diskursbeschreibung werden die zentralen Rahmenkomponenten mittels ausführlicher Zitate belegt (vgl. Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2006, S. 79).

Die komparative Analyse & Typenbildung:

Bei der komparativen Analyse handelt es sich laut Loos & Schäffer (2001, S. 71) „um einen weiteren wichtigen Schritt, der sich im Forschungsprozess nicht eindeutig verorten lässt, sondern ständig mitläuft." Es handelt sich bei der komparativen Analyse also um keine eigenständige Methode, sondern um etwas, das sich mehr oder weniger im Kopf und am Block der InterpretInnen abspielt, aber keinen Eingang in die Arbeit finden muss. Inhaltlich geht es darum, „von den jeweiligen Einzelfällen zu abstrahieren und den Blick auf die sie konstituierenden existentiellen Hintergründe zu lenken" (Loos & Schäffer, 2001, S. 71). Die einzelnen Fälle repräsentieren Typen, die sich lediglich nach den verschiedenen Dimensionen des existentiellen Hintergrundes unterscheiden. Genau diese Dimensionen kommen auch bei der Vergleichsgruppenbildung zum Einsatz. Laut Loos & Schäffer (2001, S. 71) folgt die Typenbildung dem Modell des Idealtypus nach Weber (1968, S. 191):

Der Idealtypus (entsprechend der jeweiligen zugrunde gelegten Dimension des konjunktiven Erfahrungsraumes) *„wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger und durch den Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht vorhandener Einzelerscheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde. In seiner*

begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankengebilde nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine Utopie, und für die historische Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht."

Bei der Typenbildung handelt es sich nicht um eine *„Typisierung der Ergebnisse im Sinne einer Zusammenfassung und Kategorisierung von Aussagen und deren Interpretation, sondern sie richtet sich nach den der komparativen Analyse zugrundeliegenden Dimensionen des existentiellen Hintergrundes (grundlegend: milieu-, generations- und entwicklungsphasenspezifische Zugehörigkeiten und die Geschlechtszugehörigkeit), aus denen heraus sie die einzelnen Fälle, repräsentiert jeweils durch die verschiedenen Gruppen, erklärt"* (Loos & Schäffer, 2001, S. 71).

Literatur

Bohnsack, R. (1989). Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske+Budrich.

Bohnsack, R. (2000). Rekonstruktive Sozialforschung. 4. Auflage. Opladen: Leske+Budrich.

Bohnsack, R., Marotzki, W. & Meuser, M. (Hrsg.) (2006). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 2. Auflage. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Bohnsack, R., Przyborski, A. & Schäffer, B. (Hrsg.) (2006). Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis. Opladen: Verlag Barbara.

Garfinkel, H. (1984): Studies in ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.

Loos, P. & Schäffer B. (2001). Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungen. Opladen: Leske+Budrich.

Mannheim, K. (Verfasser), von Kettler, D., Meja, V. & Stehr, N. (Hrsg.) (1980): Strukturen des Denkens. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.

Przyborski, A. (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2008). Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenburg Verlag.

Weber, M. (1968): Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, herausgegeben von J. Winckelmann, Tübingen, 4. Auflage. Nach: Loos & Schäffer (2001, S. 71).

Autorin

Mag.[a] Dr.[in] Stefanie Granzner-Stuhr, M.A.; Mediatorin, Kommunikationswissenschaftlerin; Univ.-Ass.[in] an der SFU Wien - Department für Psychologie/Institut ARGE Bildungsmanagement
E-Mail: stefanie.granzner@sfu.ac.at

Diesen Artikel zitieren als: Granzner-Stuhr, S. (2014). Zur Rekonstruktion der Handlungspraxis. Dokumentarische Methode und Gruppendiskussion. ARGE Forschungsjournal, 2014/01

Reichen Sie Ihr Manuskript bei der
ARGE Bildungsmanagement ein und profitieren Sie von:
- Bequemer Online-Einreichung
- Gründliche Begutachtung
- Keine Platzbeschränkungen
- Veröffentlichung nach Aufnahmeverfahren
- Ihre Arbeit ist öffentlich zugänglich

Senden Sie Ihr Manuskript an:
forschungsjournal@bildungsmanagement.ac.at

Karall, P. H. (2014). Teilnehmende Beobachtung – ein ethnologisches Forschungsparadigma als Impuls für die systemische Beratung.
ARGE Forschungsjournal, 2014/01, S. 31-42
ISSN 2312-5853

ARGE Forschungsjournal The Open Access E-Journal

Teilnehmende Beobachtung – ein ethnologisches Forschungsparadigma als Impuls für die systemische Beratung.

Peter H. Karall[1]

Zusammenfassung

Teilnehmende Beobachtung ist – in Verbindung mit Feldforschung – eine zentrale Methode der Kultur- und Sozialanthropologie. Sie stellt sowohl ein Kontinuum seit den Anfängen des Faches dar als auch ein „Mysterium", denn trotz ihrer Allgegenwart im ethnologischen Forschungsprozess findet sich in Einführungswerken und Lehrbüchern wenig konkret Lehr- und Lernbares zu eben diesem Thema. Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, welche Aspekte der Teilnehmenden Beobachtung sie zu einer Methode machen, die einerseits als „urtümlich" bezeichnet wird und die sich andererseits von allen anderen sozialwissenschaftlichen Methoden deutlich unterscheidet. Auf einer zweiten Ebene wird beleuchtet, welche Anknüpfungspunkte die Teilnehmende Beobachtung zur systemischen Beratung in sich birgt und welche Impulse von ihr für die systemische Beratungspraxis ausgehen können.

Abstract

Participant observation, in combination with fieldwork, is a main method of social and cultural anthropology. Indeed, it has been central since the beginnings of the subject, and yet, at the same time, it is an almost enigmatic phenomenon. In spite of its omnipresence in anthropological research, little information can be found on participant observation in introductory books on social and cultural anthropology. This article focuses on the questions of which aspects of participant observation are responsible for the fact that it is regarded as a method that is "urtümlich" (authentic) on the one hand and, on the other hand, why and how it is clearly different from all other methods pertaining to social science. In addition, the article seeks to illuminate potential tie-ins of participant observation with the practice of systemic counseling.

Keywords: Teilnehmende Beobachtung, sozialwissenschaftliche Methode, Kultur- und Sozialanthropologie, Beobachtung alltäglicher Abläufe, systemische Beratung

Kultur- und Sozialanthropologie ist eine wissenschaftliche Fachrichtung, die in Wien vor kurzem noch Ethnologie und bis in die frühen 1990er Jahre Völkerkunde hieß. Der Wechsel der Etikettierungen hat seinen Grund nicht zuletzt im Wandel des wissenschaftlichen Faches selbst. Dieser zeigt sich in der Theoriebildung genauso wie in der Methodik und an den Untersuchungsfeldern. Die Kultur- und Sozialanthropologie ist heute eine moderne Sozialwissenschat, in der sämtliche sozialwissenschaftlichen Methoden eingesetzt werden.

Auch wenn die empirischen Forschungen nach wie vor häufig qualitativ ausgerichtet sind, finden sich quantitative Erhebungen ebenso wie Untersuchungen, die auf Methoden aus beiden Bereichen basieren. Die meisten Erhebungsverfahren wurden im Laufe der Zeit verfeinert, verbessert und haben sich verändert – bis auf eine große Ausnahme: die Teilnehmende Beobachtung, die Gerd Spittler nicht ganz zu Unrecht als „urtümliche Methode" bezeichnet (vgl. Spittler, 2001, S. 3).

In Handbüchern und Lehrwerken der Ethnologie bzw. der Kultur- und Sozialanthropologie wird betont, dass die Teilnehmende Beobachtung eine herausragende Stellung unter den Methoden des Faches einnimmt und sogar ein wesentliches Merkmal dieser wissenschaftlichen Richtung darstellt. Eher irritierend wirkt

[1] Korrespondenz: peter.karall@univie.ac.at

© ARGE Bildungsmanagement. Dieser Open Access Artikel unterliegt den Bedingungen der ARGE Bildungsmanagement, welche die Nutzung, Verbreitung und Wiedergabe erlaubt, sofern die ursprüngliche Arbeit richtig zitiert wird.

hingegen, dass man in denselben Büchern außer einigen Tipps und allgemeinen Hinweisen kaum etwas konkret Lehr- und Lernbares dazu findet.

Wie ist das möglich, gilt die Teilnehmende Beobachtung doch schon seit der Forschung von Bronislaw Malinowski auf den Trobriand Inseln in den Jahren 1915 bis 1918 als die zentrale Methode der Ethnologie? Ihre Wurzeln reichen sogar bis in die 1870er Jahre zurück, wo sie von Frank Hamilton Cushing beschrieben wurde (vgl. Hauser-Schäublin, 2003, S. 35).

Wissenschaft - Beratung - Ethnologie

Um Teilnehmende Beobachtung und ihren Wert zu verstehen, ist es nötig, ein Grundverständnis davon zu bekommen, was der Ethnologe/die Ethnologin von seinem/ihrem Selbstverständnis her ist und was ihn/sie von anderen WissenschaftlerInnen unterscheidet. In diesem Zusammenhang sind auch ein paar Worte zum Verhältnis von Ethnologie als Kultur- und Sozialwissenschaft und systemischer Beratung angebracht.

Obwohl beinahe alle Beratungsansätze aus wissenschaftlichen Ergebnissen und Theorien hervorgegangen sind, ist das gelebte Verhältnis von Wissenschaft und Beratung nicht immer ein einfaches und spannungsfreies. Das hat vielfältige Ursachen, auf die hier im Detail nicht eingegangen werden kann. Ein Unterschied, auf den aber immer wieder gerne hingewiesen wird, ist die sogenannte Zweckfreiheit der Wissenschaften im Gegensatz zur Anwendungsorientierung der Beratung. Damit ist gemeint, dass es ForscherInnen nicht darum geht, glatte, eins zu eins anwendbare Konzepte für die Praxis zu entwickeln, sondern wissenschaftliche Erkenntnisse zu erlangen, um die Welt besser zu verstehen.

Die gelebte Praxis der Menschen steht aber ebenso wie in der Beratung im Mittelpunkt des ethnologischen Interesses. Im Gegensatz zu BeraterInnen, in deren Fokus kurz- und mittelfristige Lösungen für Probleme von Individuen und Organisationen stehen, versuchen WissenschaftlerInnen, die Praxis und deren Wandel in ihrer Komplexität zu verstehen und zu erfassen. Sie wollen den Dingen auf den Grund gehen. Entsprechend ist der Zeitbedarf des/r Ethnologen/in meist bedeutend höher als der des/r Beraters/Beraterin.

Bei genauerer Betrachtung muss aber auch bei wissenschaftlichen Projekten unterschieden werden, ob es sich um klassische akademische Forschung oder um Auftragsforschung handelt. WissenschaftlerInnen und wissenschaftliche Verfahren bringen nicht selten auch in ein nicht-wissenschaftliches Projekt eine andere Qualität. Das gilt für die Evaluation organisatorischer Maßnahmen ebenso wie für die Analyse von betrieblichen Arbeitsabläufen oder von Organisationskulturen.

Gerade EthnologInnen versuchen aber auch in diesem Fall nicht primär, Komplexität zu reduzieren, sondern das Leben in seiner Komplexität zu analysieren und zu verstehen. Vieles von dieser Komplexität des Lebens und besonders kultureller Zusammenhänge fällt in der „normalen“ Beratungspraxis notwendigerweise oder auch unbeabsichtigt weg. Komplexitätsreduktion ist hier genauso wichtig wie im betrieblichen Alltag. Und dennoch ist es höchst überlegenswert, ob nicht gerade ein erweiterter Zugang der Beratungspraxis neue Impulse geben könnte. Dies könnte in dem Sinne geschehen, als dadurch Komplexität offen gehalten wird bzw. bei den Betroffenen und AuftraggeberInnen das Bewusstsein für Komplexität überhaupt erst geweckt wird. Meine eigenen Erfahrungen im Wirtschaftsbereich sind, dass in Organisationen und ganz besonders auf der Führungsebene oft regel-

rechte Angst vor Komplexität herrscht. Alles was nicht in eine Powerpoint-Präsentation, in ein Balken- oder Tortendiagramm passt, ist zu viel.

Doch was hat eigentlich ein/e EthnologIn mit Organisationen und Beratung zu tun? Die simple Antwort: Einiges! Nicht von ungefähr tauchen Urahnen der Ethnologie auch in der Entwicklungsgeschichte und den Theorien der systemischen Beratung auf. Zu erwähnen sind Gregory Bateson und Margret Mead, aber auch einer der Impulsgeber für die moderne Systemtheorie, nämlich Talcott Parsons. Psychologen und Psychiater wie Paul Watzlawick und Kurt Lewin pflegten ebenfalls enge Kontakte zu EthnologInnen und AnthropologInnen.

Spätestens seit den 1980er Jahren ist es für EthnologInnen keineswegs ungewöhnlich, auch in der eigenen Gesellschaft und gerade auch in Organisationen und Wirtschaftsunternehmen zu forschen. Selbst als die Ethnologie noch vornehmlich Regionen außerhalb Europas im Blick hatte, gab es immer wieder Überschneidungsflächen. Auch die Akteure in den Untersuchungsfeldern sind sich keineswegs so unähnlich, wie dies scheinen mag. Schon Anfang der 1970er Jahre erschien ein recht amüsantes und provokantes Buch mit dem Titel „Managen wie die Wilden“ (Page, 1972). Bei allen Schwächen dieses Buchs und seiner scharf zu kritisierenden Diktion, welche noch dem Geist der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstammt, zeigt es doch eines recht gut: Wirtschaftsunternehmen und indigene Dorfgemeinschaften haben mehr gemeinsam, als man meinen könnte. Das Agieren von ManagerInnen erschließt sich der Rationalität der Forscher in vielen Fällen keineswegs leichter als jenes vermeintlich „primitiver“ DorfbewohnerInnen.

In den USA ist es keine Seltenheit, dass EthnologInnen auch als BeraterInnen in Organisationen und Wirtschaftsunternehmen arbeiten. Wie viele EthnologInnen in Österreich im Beratungsumfeld tätig sind, ist allerdings schwer zu sagen.

Der ethnologische Blick

Allen ethnologischen Forschungen (egal ob in einem Dorf, in einer Institution außerhalb Europas oder in einer Organisation im eigenen Land) ist eines gemeinsam: die Feldforschung und der damit verbundene sogenannte „ethnologische Blick“ oder die „ethnologische Perspektive“. Die Anwendung des „ethnologischen Blicks“ verbindet auch Forschungen in Betrieben und Organisationen mit traditionellen Forschungsfeldern der Ethnologie. Mit dem „ethnologischen Blick“ wiederum eng verbunden ist die sogenannte „Befremdung der eigenen Kultur“. (vgl. Amann & Hirschauer, 1997) Aus dieser Haltung heraus bzw. mit dieser Zugangsweise wird auch Alltägliches im eigenen kulturellen Umfeld nicht mehr einfach als Selbstverständliches betrachtet. Der Ethnologe/die Ethnologin lässt sich gewissermaßen als Fremde/r auf die ihr/ihm möglicherweise vertrauten Dinge ein und versucht, sie aus dieser Perspektivenverschiebung heraus zu erleben, zu sehen und zu verstehen.

Der Ethnologe/die Ethnologin sieht aus dieser Perspektive weniger und gleichzeitig mehr als z.B. der „eingeborene“ Personalleiter oder andere Angehörige einer Firma.

Wir haben es hier mit einem Paradoxon zu tun. Natürlich wissen Angehörige einer bestimmten Organisation oder Gesellschaft mehr als der oder die ForscherIn über ihre Tätigkeit und die Organisation. Aber sie wissen gleichzeitig auch weniger, weil gerade der Aspekt der Kultur ein für die Betroffenen meist unsichtbarer ist.

Der ethnologische Blick, der auch scheinbar Vertrautes als fremd betrachtet, ist die Basis

für die Methode der Teilnehmenden Beobachtung. Hauser-Schäublin schreibt dazu:

> *„Wir produzieren unseren Alltag in Interaktion mit unserer sozialen und physischen Umwelt, ohne viel darüber nachzudenken, wie wir was tun, und wir stellen uns in der Regel kaum Fragen dazu: Alles ist selbstverständlich, eingespielt, alltäglich eben. Teilnahme als wissenschaftliche Methode aber setzt bewusste Aufmerksamkeit all den Dingen gegenüber voraus, die den ‚normalen' Teilnehmern gar nicht auffallen, weil sie mitten drin sind"* (Hauser-Schäublin, 2003, S. 37).

Dafür ist es aber auch notwendig, von den betroffenen Menschen, egal ob DorfbewohnerInnen oder Firmenangehörige, nicht als Fremdkörper wahrgenommen zu werden, sondern soweit als möglich dazuzugehören. Und hier sind wir bereits beim zweiten Paradoxon, mit dem die Ethnologie und damit auch die Teilnehmende Beobachtung leben muss, nämlich Nähe und Distanz gleichzeitig zu leben.

Teilnehmende Beobachtung als Forschungsmethode bedeutet Nähe zu den Menschen, die natürlichen Situationen weitestgehend entspricht. Andererseits bedeuten Beobachtung und das Anfertigen von Notizen und Aufzeichnungen auch Distanzierung.

Feldforschung und Teilnehmende Beobachtung

Feldforschung und Teilnehmende Beobachtung sind aufs Engste mit der Ethnologie verbunden und gelten als deren besondere empirische Stärken. Selbst innerhalb des Faches werden die Bezeichnungen Teilnehmende Beobachtung und Feldforschung manchmal leider synonym verwendet. Das ist allerdings falsch. Feldforschung ist eine empirische Vorgehensweise, die sich aus verschiedenen Methoden zusammensetzt. Im Grunde genommen bedeutet Feldforschung nichts anderes, als in der alltäglichen Lebenswelt der Menschen zu forschen (vgl. Beer, 2003, S. 11).

Teilnehmende Beobachtung hat darin zwar eine herausragende Stellung, ist aber nur eine Methode unter anderen. In der modernen Ethnologie werden, wie bereits erwähnt, sämtliche Erhebungsverfahren verwendet wie z.B. Interviews, Fragebögen, Inhaltsanalysen usw. Teilnehmende Beobachtung wird im Rahmen der Feldforschung also durch andere Verfahren gestützt und evaluiert.

Teilnehmender Beobachtung und ethnologischer Feldforschung ist aber gemeinsam, dass für beide ein längerer Aufenthalt in einer Gruppe vorausgesetzt wird, um möglichst viel über einen oder mehrere Aspekte des Lebens der Menschen zu erfahren (vgl. Hauser-Schäublin, 2003, S. 33).

Wissenschaftliche Daten werden im Rahmen der Feldforschung in der Lebenswelt der betroffenen Menschen gesammelt. Feldforschung ist damit Laborstudien, aber auch z.B. Gruppendynamikseminaren, wie sie im systemischen Umfeld durchgeführt werden, diametral entgegengesetzt.

Feldforschung ist zielgerichtet, sie verfolgt aber ein holistisches, also ganzheitliches Ideal. Fragestellungen sind daher immer in einen weiteren kulturellen Kontext eingebettet. Besonders für die Organisationsforschung ist wichtig, dass davon ausgegangen wird, dass „Gruppenpraxen ständig über die Gruppe hinaus- und andere Gruppenpraxen in sie hineinwirken" (Warneken & Wittel, 1997, S. 6).

Ein wichtiger Unterschied zur systemischen Beratung ist, dass Kultur nicht als Instrument betrachtet wird, welches zur Veränderung von Organisationen eingesetzt werden kann, sondern als ein in seiner Dynamik höchst komple-

xes Gebilde, welches sich kaum instrumentalisieren oder gezielt abändern lässt. Im Gegensatz zu den meisten Beratungsansätzen sind in der ethnologischen Organisationsforschung auch Aspekte und Facetten des Organisationslebens, welche nicht direkt das Arbeitsgeschehen betreffen, von Interesse. Das liegt einerseits am erwähnten holistischen Ideal, trägt aber auch der Auffassung Rechnung, dass Kultur- und Gruppenpraxen nichts Abgeschlossenes sind.

Im Gegensatz zu vielen außereuropäischen Feldern gibt es in westlichen Gesellschaften eine strikte Trennung von Arbeit und Freizeit bzw. zwischen Privatleben und Arbeitsleben. Trotzdem versucht die Ethnologie, im Rahmen der Organisationsforschung auch Bereiche und Situationen in die Betrachtung einzubeziehen, die über die eigentliche Arbeitstätigkeit hinausgehen. Dazu gehören Kaffeepausen bzw. Rauchpausen und das Mittagessen genauso wie Betriebsfeiern.

Gerade hier, in Situationen, die dem/der ForscherIn im Gegensatz zu berufsbezogenen Handlungen innerhalb einer Organisation möglicherweise besonders vertraut erscheinen, sind der „ethnologische Blick“ und die Beobachtung von besonderer Bedeutung. Beobachtung ist etwas, das wir auch im Alltag ständig tun. Wir könnten die meisten ganz selbstverständlichen Situationen gar nicht meistern, ohne zu beobachten.

Wissenschaftliche Beobachtung unterscheidet sich von dieser alltäglichen Form vor allem dadurch, dass sie systematisch ist und dadurch Daten hervorbringt, die für wissenschaftliche Erkenntniszwecke nutzbar sind. Solche Daten zeichnen sich meistens dadurch aus, dass sie vergleichbar und standardisiert sind.

Hierbei zeigt sich wiederum ein Paradoxon der Teilnehmenden Beobachtung. Als wissenschaftliche Methode steht sie primär der systematischen Beobachtung nahe, und dennoch ist sie auch unsystematisch. Teilnehmende Beobachtung steht gewissermaßen zwischen den Polen der alltäglichen und wissenschaftlichen Beobachtung.

Der Aspekt der Teilnahme in der Teilnehmenden Beobachtung

Am schwierigsten zu beantworten ist die Frage, was mit „Teilnahme“ gemeint ist. Teilnahme ist ein unscharfer Begriff. Brigitta Hauser-Schäublin veranschaulicht das an folgendem Beispiel: Es macht einen alltagssprachlichen Verstehensunterschied, ob jemand sagt, er hätte an einem Weltcup-Fußballspiel teilgenommen oder am letzten New-York-Marathon. In ersterem Fall würde man automatisch annehmen, dass er als Zuseher dabei war. Im zweiten Fall jedoch, dass er dort mitgelaufen ist (vgl. Hauser-Schäublin, 2003, S. 33). D.h. im ersten Fall würde es sich um eine passive Teilnahme, im zweiten um eine aktive Teilnahme handeln. Gemeinsam wäre jedoch beiden Bedeutungsvarianten, dass im Zentrum das „Mit-Dabei-Sein“ stünde. Verschieden wäre allerdings die Rolle des Handelnden (vgl. Hauser-Schäublin, 2003, S. 34).

Im Rahmen einer Feldforschung könne nach Hauser-Schäublin Teilnahme ein ganzes Spektrum unterschiedlichsten Engagiertseins bedeuten (vgl. ebenda).

Wie bereits erwähnt, stellt Teilnehmende Beobachtung methodisch das Gegenteil von Laboruntersuchungen dar. Sie baut auf sozialen Beziehungen zwischen den Forschenden und den Beforschten auf, was auch einen fundamentalen erkenntnistheoretischen Unterschied bedeutet. Während sich Laboruntersuchungen unabhängig von der Person des Forschers wiederholen lassen (wobei selbst das von einigen WissenschaftstheoretikerInnen angezweifelt wird, siehe z.B. Haraway, 1997), sind die Informationen bzw. Daten, die mittels

der Teilnehmenden Beobachtung gewonnen werden, „immer von den Interaktionen des Forschers mit seinem Untersuchungsfeld geprägt“ (vgl. Hauser-Schäublin, 2003, S. 34).

Dabei ist Teilnehmende Beobachtung nicht nur eine wissenschaftliche Methode, sie dient zu Beginn einer Feldforschung auch dazu, sich den Menschen und deren Verhalten im Untersuchungsfeld so gut wie möglich anzupassen. Es geht um den Versuch, nicht mehr als Fremdkörper wahrgenommen zu werden und Zusammenhänge zu verstehen. Notizen und Aufzeichnungen in dieser ersten Phase sind oft banal oder sogar unbrauchbar, weil meist nur offensichtliches aufgezeichnet wird bzw. man zu Beginn gar nicht weiß, was relevant ist. Teilnehmende Beobachtung dient in dieser ersten Phase auch dazu, eine bereits vorhandene Forschungsfrage in der Praxis zu evaluieren (vgl. Hauser-Schäublin, 2003, S. 45).

Gezielt als Erhebungsmethode wird Teilnehmende Beobachtung meist erst in einer zweiten Phase eingesetzt. Sie wird hier im Ensemble mit Gesprächen, Interviews usw. verwendet. Einige zentrale Leitfragen im Rahmen der Organisationsforschung könnten in dieser Phase sein: Wie läuft routinierte Praxis ab? Gibt es Handlungsspielräume? Wie verlaufen formelle und informelle Kommunikationskanäle? Welche Bedeutung hat das Leitbild im täglichen Leben der MitarbeiterInnen?

Der Aspekt der Beobachtung in der Teilnehmenden Beobachtung

Weshalb Beobachtung? Eine generelle Grundannahme lautet: Was Menschen in Interviews oder auch Workshopsituationen sagen, deckt sich häufig nicht mit der gelebten Praxis!

Teilnehmende Beobachtung ist zwar, wie zuvor bereits erwähnt, oft unsystematisch, was als nicht zu leugnende methodische Schwäche bewertet werden muss. Dies wird aber zu einer Stärke, wo systematische Forschung an ihre Grenzen stößt. Wissenschaftliche Befragungen, und hier besonders Fragebogenuntersuchungen und standardisierte Interviews, schaffen künstliche Situationen. Auch qualitative Interviews können dieses Manko nicht gänzlich beseitigen. Probleme solcher „artifiziellen Interviewsituationen“ lassen sich nach Gerd Spittler nur durch „natürliche Gesprächssituationen“ vermeiden, deren Voraussetzung Teilnehmende Beobachtung ist (vgl. Spittler, 2001, S. 8).

Eine weitere Herausforderung, der sich ForscherInnen stellen müssen, ist, dass manche Gegenstandsbereiche weder durch Interviews noch durch Gespräche wirklich erfassbar sind. Das gilt besonders für Themen, die der Geheimhaltung unterliegen und solche, die sprachlich auch für die AkteurInnen nur sehr schwer darstellbar sind. Zu Letzteren gehören auch weite Teile des beruflichen Wissens sowie der Bereich, der in der Literatur oft fälschlicherweise als Tacit Knowledge bezeichnet wird (siehe z.B. Brixa, 2012, S. 51ff.).

Ebenso wenig direkt greifbar sind Gegenstandsbereiche bzw. Widersprüche in der Vorstellungswelt der AkteurInnen, die diesen im Alltagshandeln nicht bewusst sind. Wie bereits weiter oben erwähnt, dient Beobachtung auch dazu, Diskrepanzen zwischen Aussagen und Verhalten sichtbar zu machen. Das tatsächliche Verhalten der AkteurInnen weicht beinahe immer von den getätigten Aussagen darüber ab. Oft werden in Befragungen Wünsche oder Normen so dargestellt, als handle es sich dabei um alltagspraktische Realität. Gerd Spittler betont, dass es schlicht naiv ist zu glauben, dass Aussagen von Informanten über deren tatsächliches Handeln und Denken Aufschluss geben (vgl. Spittler, 2001, S. 21). Zudem geben Interviewte aus unterschiedlichen Gründen häufig Antworten auf Fragen, die sie im Grunde gar nicht beantworten können,

weil entweder ihr Wissensstand nicht ausreicht oder die Frage nicht beantwortbar ist, weil es sich beispielsweise um hochspekulative Prognostik handelt.

Besonders wichtig erscheint hier auch die Anmerkung, dass gerade im Rahmen der Organisationsforschung nicht darauf vergessen werden darf, dass jede Berufsrolle nur über einen sehr spezifischen eingeschränkten Erfahrungs- und Wissenshorizont verfügt. Das gilt für die Geschäftsleitung genauso wie für SachbearbeiterInnen oder das Reinigungspersonal.

Das generelle Problem der Teilnahme

José Mulder van de Graaf und Richard Rottenburg weisen darauf hin, dass die Vorstellung vom Ethnographen, der zwei oder mehr Jahre wie ein Einheimischer leben und dabei forschen darf, auch in den klassischen Forschungsgebieten der Ethnologie außerhalb Europas nur in den seltensten Fällen der Realität entspricht. Noch weniger träfe dieses Ideal auf Feldforschungen in Wirtschaftsunternehmen zu, wo der/die ForscherIn schon aufgrund von Sicherheitsvorschriften und Kompetenzmangel nicht wirklich aktiv mitarbeiten darf und Zeit für den Betrieb eine wertvolle Ressource darstellt. Selbst bei Meetings darf der/die ForscherIn aufgrund der Vertraulichkeit der dort behandelten Themen häufig nicht anwesend sein, und die Möglichkeit, sich ungehindert in den Firmenräumen und auf dem Betriebsgelände zu bewegen, ist ebenfalls häufig eingeschränkt (vgl. Van de Graaf & Rottenburg, 1989, S. 30f.).

Die Autoren meinen, dass entsprechend Teilnehmende Beobachtung meistens eher „dabeistehende“ Beobachtung bedeutet (vgl. Van de Graaf & Rottenburg, 1989, S. 31). Fehlende praktische Kompetenzen und Kenntnisse zu Beginn des Feldaufenthaltes sind jedoch nicht nur bei Forschungen in Wirtschaftsbetrieben und anderen Organisationen ein Thema. Sie spielen auch in klassischen ethnographischen Feldforschungen eine Rolle.

Tätigkeiten, die für viele Menschen völlig simpel und selbstverständlich sind, stellen die/den ForscherIn am Anfang ihres/seines Aufenthaltes vor beträchtliche Probleme. Nur die wenigsten ForscherInnen sind vor ihrem Feldaufenthalt in der Lage, ein Bambusdach zu reparieren, Wollstoffe zu weben oder einfach eine Ziege zu melken.

Darum gibt es einen zentralen Aspekt, der für alle ethnologischen Feldforschungen gilt: Forschen bedeutet Lernen!

Das bedeutet, einerseits Arbeitsabläufe und Tätigkeiten und andererseits Sprachen zu lernen. Beides gilt auch für die ethnologische Organisationsforschung.

In vielen Regionen der Welt ist Mehrsprachigkeit selbstverständlich, was bedeutet, dass es häufig eine Lingua Franca gibt, die aber nicht die tatsächliche Sprache der dort lebenden Bevölkerung ist. Um tatsächlich Zugang zu den AkteurInnen zu bekommen, ist aber die Beherrschung der Sprache und des spezifischen Vokabulars der jeweiligen Region oder Gruppe erforderlich.

Nicht viel anders ist das in Unternehmen. Auch hier gibt es eine Lingua Franca (Wirtschaftssprache, Managementsprache, ...), aber auch eine indigene Sprache (Unternehmenssprache). Auch die jeweiligen Fachjargons (IT, Marketing etc.), die sich mit unternehmensspezifischen Sprachen überschneiden, machen die Sache nicht gerade weniger komplex. Organisationen oder sogar Organisationseinheiten verfügen über ein eigenes Vokabular, welches auch für BeraterInnen und Anbieter anderer Dienstleistungen eine nicht zu unterschätzende Hürde darstellen kann.

Teilnehmende Beobachtung, die Person und der Status des Forschers/ der Forscherin

Keine andere Forschungsmethode ist so eng mit der Person, Persönlichkeit und Rolle des Forschers verbunden wie die Teilnehmende Beobachtung. Mit Rolle ist hier vor allem auch jene gemeint, die dem/der ForscherIn von den AkteurInnen innerhalb des Untersuchungsfeldes zugeschrieben wird. Diese ist oft strukturbedingt mit der Funktion verbunden, die er/sie im Rahmen der Teilnehmenden Beobachtung offiziell in der Organisation bekleidet und steht in einem engen Zusammenhang mit Status. Nicht selten ist bei wissenschaftlichen ethnographischen Organisationsforschungen die einzige Funktion, die ForscherInnen angeboten wird, die einer Hilfskraft. Das ergibt sich häufig aus den bereits vorher erwähnten Problemen rund um die fachliche Kompetenz (vgl. Götz, 1997).

Allerdings ist es in der Rolle einer Hilfskraft nur schwer vorstellbar, an Geschäftsleitungs-Meetings teilzunehmen oder in höheren Hierarchieebenen Gespräche auf Augenhöhe zu führen. Auch soziale Merkmale (Alter, Geschlecht etc.) können einen starken Einfluss auf Akzeptanz und Zugang zum Feld haben, was in besonderem Maße auch für Forschungsthemen außerhalb Europas gilt, wo es z.B. nicht selten eine rigide Trennung männlicher und weiblicher sozialer Sphären gibt.

Wie ich ganz zu Beginn des Beitrages erwähnt habe, gibt es kaum praktische Einführungen in die Teilnehmende Beobachtung. Die Frage, woran das liegt, lässt sich dahin gehend beantworten, dass es sich hierbei um eine Methode handelt, die man tatsächlich nur bedingt erlernen kann. Es gibt Forscherpersönlichkeiten, für die diese Methode faktisch maßgeschneidert ist. Das bedeutet wiederum aber nicht, dass jede/r ForscherIn in jedem Feld reüssieren könnte. Die meisten EthnologInnen bzw. Kultur- und SozialanthropologInnen sind ExpertInnen für eine Region, eine Gruppe oder ein Thema. Um die im jeweiligen Feld vorherrschenden Verhaltensregeln, Normen und Alltagspraktiken zu verstehen und bestmöglich selbst zu beherrschen, haben einige der ForscherInnen während ihrer Feldaufenthalte eine „zweite Sozialisation“ erfahren.

Bis zu einem gewissen Grad kann dies auch für erfahrene BeraterInnen gelten, was sich auch in deren Status niederschlägt. Auch Beratung ist eng mit der Person und Persönlichkeit des Beraters verbunden. Seine oder ihre Rolle ist jedoch im Normalfall schon mit Beginn des Auftrags für die meisten Akteure klar definiert, selbst wenn der eigentliche Zweck seiner/ihrer Präsenz für manche Organisationsmitglieder unklar ist.

Rahmen und Zeit

Ein bedeutender Unterschied, den es zwischen Teilnehmender Beobachtung und anderen Methoden gibt, betrifft die Begrenzung von Zeit und Raum. Bei einem Interview beispielsweise handelt es sich für alle Beteiligten um eine klar umgrenzte Situation, die explizit aus dem Alltag herausgehoben ist. Dasselbe gilt für die systemische Beratung. Egal, ob Coaching oder die verschiedenen Formen von Seminaren und Workshops: Es gibt einen klar abgegrenzten Rahmen, der sich von der täglichen Arbeitssituation absichtlich und offensichtlich unterscheidet.

Ganz anders verhält es sich aber mit Teilnehmender Beobachtung. Hier wird explizit darauf Wert gelegt, dass diese im Rahmen „normaler“ Alltagssituationen stattfindet. Dass der/die ForscherIn soweit als möglich „normaler“ und selbstverständlicher Teil dieser Situationen wird, ist eine der großen Herausforderungen im Forschungsprozess.

Was kann teilnehmend beobachtet werden?

Wie und wofür Teilnehmende Beobachtung eingesetzt wird, ist eine Frage des Forschungsthemas, des entsprechenden Forschungsdesigns, aber auch der zur Verfügung stehenden Zeit und Ressourcen. Im Rahmen einer von mir selbst durchgeführten Feldforschung in Nordindien war es beispielsweise ebenso relevant, sich mit den regionalen Webtechniken zu befassen wie mit Interaktionen von Händlern und Kunden auf dem Markt, auf welchem die Farben für die Wolle gehandelt wurden. Viele Facetten ließen sich ausschließlich durch Teilnehmende Beobachtung erfassen und verstehen.

Ein Beobachtungsobjekt, das im Rahmen der ethnologischen Organisationforschung eine eigentümliche Berühmtheit erlangt hat, ist die Kaffeetasse. Nicht nur, dass sie in der Literatur immer wieder auftaucht, werde ich selbst in Seminaren und Mails immer wieder darauf angesprochen.

Was hat es damit auf sich? Es geht hierbei nicht um die Kaffeetasse, oder eigentlich viel mehr um die Kaffeemaschine, sondern viel mehr darum, welche Rituale und welche Formen der Kommunikation sich in einem Unternehmen um diese herum gebildet haben und bilden. Das Verschwinden einer gemeinsamen Filterkaffeemaschine, so antiquiert diese auch gewesen sein mag, zugunsten eines Kaffeeautomaten für Kaffeekapseln kann mehr Individualität und Freiheit für die Akteure bedeuten. Gleichzeitig kann damit auch eine spezifische ritualisierte Art des Kaffeetrinkens abhanden kommen und damit verbunden eine komplexe Form der informellen Kommunikation, was weitreichende Folgen haben kann. Der neue Pausenraum kann noch so modern und bequem eingerichtet sein – wenn er bei den MitarbeiterInnen keine Akzeptanz findet, wird er (sofern dies von der Personalleitung überhaupt intendiert war) kaum zu einem Ort der Kommunikation und des informellen Austausches werden. Nicht selten sind es die (Rauch-)Pausen und andere Situationen informellen Zusammentreffens, die überraschende Einblicke in die Kultur einer Organisation zulassen (vgl. Brixa & Karall, 2008a und 2008b).

Ebenso interessant sind auch andere Alltagsrituale wie zum Beispiel Begrüßungen. Die vielen kleinen Nuancen bieten nicht selten Anhaltspunkte, um Hypothesen über den Status der beteiligten Personen sowie deren Beziehung zueinander zu bilden. Die Art der Begrüßung (Förmlichkeit versus „lockerer“ Umgang) kann auch Teil der Organisationskultur sein.

In diesen Bereich fällt auch eine Eigenheit, die sich mancherorts in Wien finden lässt: Für einen Nicht-Österreicher kann es durchaus ein „Kulturschock“ sein, wenn er am Pissoir beim Verrichten des kleinen Geschäfts mit „Mahlzeit“ gegrüßt wird. Für einen Mitarbeiter im öffentlichen Dienst ist es gelebter Teil des kulturellen Alltags.

Ein anthropologisches Kulturmodell als Tool zur Organisationsanalyse

Laut der US-Anthropologin Ann T. Jordan ist Kultur ein integrales System aus Ideen (Gedanken, Idealen, Einstellungen), Verhalten (Handlungen) und materiellen Erzeugnissen (Alltagsgegenstände, aber auch Architektur) (vgl. Jordan, 2003, S. 84ff.).

Dieses Modell ist einerseits eine mögliche Basis für die ethnologische bzw. kultur- und sozialanthropologische Organisationsforschung, es kann aber auch BeraterInnen eine andere Perspektive eröffnen. In Verbindung mit der Methode der Teilnehmenden Beobachtung ist es beispielsweise möglich, Widersprüche zwischen den beschriebenen Aspekten zu entdecken, welchen dann mit ande-

ren (Forschungs-)Methoden weiter auf den Grund gegangen werden kann, wobei nicht übersehen werden darf, dass es in jedem Unternehmen verschiedene Kulturen und Sub-Kulturen gibt, die sich teilweise überschneiden, die ineinander eingebettet sind und die Überschneidungsflächen mit Kulturen außerhalb des Unternehmens haben.

Einige Stärken der Teilnehmenden Beobachtung in der Beratung werden sichtbar, wenn man sie vor dem Hintergrund des Kulturkonzeptes von Ann T. Jordan betrachtet.

Als ein Beispiel für Widersprüche kann das Folgende dienen: Ein Betrieb ist von seiner Anlage her auf kommunikativen Austausch hin angelegt, mit einladenden Sitzgelegenheiten und einer Kaffeemaschine im Zentrum (Artefakte). Die MitarbeiterInnen stehen aber durch die Vorgaben des Unternehmens (Ideen) in starker Konkurrenz zueinander. Nur ein Teil der MitarbeiterInnen zieht sich in kleinen vertrauten Gruppen in das tatsächliche informelle Kommunikationszentrum, nämlich einen sehr engen abgeschotteten Raucherbereich, zurück (Verhalten).

Resümee

Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, gehört Teilnehmende Beobachtung nicht zu den „harten“ wissenschaftlichen Methoden. Sie ist nur schwer planbar und im klassischen Sinne nicht erlernbar. Teilnehmende Beobachtung erfordert Erfahrung, aber auch fundierte Kenntnisse anderer empirischer Methoden, mit denen sie im Forschungsprozess verbunden wird, wobei sie so eng wie keine andere Methode mit der Person und Persönlichkeit des Forschers verbunden ist. Teilnehmende Beobachtung verlangt auch einen anderen Umgang mit Zeit oder wie Gerd Spittler es formuliert:

> *„Man kann nicht wie bei einem Interview Termine vereinbaren, sondern man muss präsent sein, warten, Chancen nutzen. Es gibt hier forschungsökonomisch gesehen viel Leerlauf, der dann allerdings durch überraschende Informationen belohnt wird“* (vgl. Spittler, 2001, S. 19).

Teilnehmende Beobachtung ist, um nochmals mit Gerd Spittler zu sprechen, eine „urtümliche Methode“, die sogar anachronistisch wirken kann, in einer Epoche, in der sich alles messen lassen muss und durch zunehmende Beschleunigung Zeit zur knappen Ressource geworden ist.

Die wissenschaftliche Welt der Ethnologie ist auf das Engste mit der Methode der Teilnehmenden Beobachtung verbunden. Der Anspruch, das alltägliche Handeln von Menschen zu verstehen, ist alleine aus der Perspektive des neutralen Beobachters oder Interviewers nicht zu erfüllen. Neben einer Sicht auf die Dinge mit den Augen der Betroffenen geht es auch darum, Handlungen tatsächlich nachzuvollziehen. Das gilt auch für Arbeitsabläufe. Teilnehmende Beobachtung bedeutet in diesem Sinne auch immer zu lernen. Im Gegensatz zu anderen sozialwissenschaftlichen Methoden sind auch die Gefühle des Forschers/der Forscherin Teil der Forschung. Wie fühlt es sich an, in diesen Räumen zu sein? Wie fühlt es sich an, sich in dieser Konferenz zu befinden? Ergebnisse sind nicht einfach reproduzierbar. Sie sind auch von Zufällen und der Person und Persönlichkeit des Forschers und seinem/ihrem Können abhängig.

Provokant könnte man sagen, dass Teilnehmende Beobachtung in mancherlei Hinsicht von systemischen BeraterInnen leichter zu akzeptieren sein müsste als von SozialwissenschaftlerInnen, die in erster Linie einen quantitativen Ansatz vertreten.

Ein weiterer Grund, weshalb gerade zur systemischen Beratung eine gewisse Nähe besteht, ist der Umgang mit Paradoxa. Teilneh-

mende Beobachtung ist im Grunde eine Methode mit paradoxem Charakter: Das betrifft die Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz im Forschungsprozess ebenso, wie die Form der Beobachtung, welche zwischen alltäglichem Beobachten und systematischem Beobachten zu verorten ist und Interviews, die Elemente des freien Alltagsgespräches ebenso beinhalten wie jene des strukturierten Fragens.

Teilnehmende Beobachtung ist und bleibt das Herzstück der ethnologischen Forschung. Sie für die systemische Beratung zu erschließen, bedarf neben einer entsprechenden Integration jedoch auch des Umdenkens der AuftraggeberInnen. Es ist eine „urtümliche Methode", die auch dabei hilft, eine Welt der Quick-Wins, Balkendiagramme und Powerpoint-Folien besser zu verstehen. – Ein Paradoxon ...?

Literatur

Amman, K. & Hirschauer, S. (1997). Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In S. Hirschauer & K. Amann (Hrsg.), Die Befremdung der eigenen Kultur (S. 7-52). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beer, B. (2003). Einleitung: Feldforschungsmethoden. In B. Beer (Hrsg.), Methoden und Techniken der Feldforschung (S. 9-31). Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Brixa, B. (2012). Wissensvisualisierung in der Aus- und Weiterbildung in Unternehmen. Eine explorative Studie zu Einstellungen und Praxis unter Ausbildungsverantwortlichen und unternehmensinternen Trainer/innen. Unveröffentlichte Master-Thesis, ARGE Bildungsmanagement Wien.

Brixa, B. & Karall, P. H. (2008a). Die Firma ist ein soziales System. Interview für derstandard.at am 3. August 2008. Zugriff am 10. Jänner 2014. Verfügbar unter http://derstandard.at/1216918272801/Die-Firma-ist-ein-soziales-System.

Brixa, B. & Karall, P. H. (2008b). In der Rauchpause wird mehr ausgetauscht als Feuerzeuge. Interview für der standard.at am 4. August 2008. Zugriff am 10. Jänner 2014. Verfügbar unter http://derstandard.at/1216918491769/In-der-Rauchpause-wird-mehr-ausgetauscht-als-Feuerzeuge.

Götz, I. (1997). Unternehmenskultur. Die Arbeitswelt einer Großbäckerei aus kulturwissenschaftlicher Sicht. Münster u.a.: Waxmann.

Haraway, D. J. (1997). Modest_Witness @Second_Millennium. Female-Man_Meets_Onco Mouse: Feminism and Technoscience. London, New York: Routledge.

Hauser-Schäublin, B. (2003). Teilnehmende Beobachtung. In B. Beer (Hrsg.), Methoden und Techniken der Feldforschung (S. 33-53). Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Jordan, A. T. (2003). Business Anthropology. Long Grove, Illinois: Wavelands Press.

Page, M. (1972). Managen wie die Wilden. Ein klug-vergnüglicher Vergleich zwischen den Stammesriten der Primitiven und dem Führungsstil unserer Wirtschaft. Düsseldorf und Wien: Econ Verlag.

Spittler, G. (2001). Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. Zeitschrift für Ethnologie 126,1, 1-25.

Van de Graaf, J. M. & Rottenburg, R. (1989). Feldforschung in Unternehmen - Ethnografische Explorationen in der eigenen Gesellschaft. In R. Aster, H. Merkens & M. Repp (Hrsg.), Teilnehmende Beobachtung. Werkstattberichte und methodologische Reflexionen (S. 19-34). Frankfurt/Main: Campus.

Warneken, B. J. & Wittel, A. (1997). Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In Zeitschrift für Volkskunde 93, Jg 1997, 1-16.

Karall, P. H. (2014). Teilnehmende Beobachtung – ein ethnologisches Forschungsparadigma als Impuls für die systemische Beratung.
ARGE Forschungsjournal, 2014/01, S. 31-42
ISSN 2312-5853

Autor

Mag. Peter H. Karall, MSc; Sozial- und Medienanthropologe, Lehrbeauftragter am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien; Systemischer Coach und Berater; Buchverleger und Editor.
Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Medientechnologien, Kultur und Gesellschaft, Identität, Kommunikation und Macht
E-Mail: peter.karall@univie.ac.at

Diesen Artikel zitieren als: Karall, P. H. (2014). Teilnehmende Beobachtung – ein ethnologisches Forschungsparadigma als Impuls für die systemische Beratung. ARGE Forschungsjournal, 2014/01

Reichen Sie Ihr Manuskript bei der
ARGE Bildungsmanagement ein und profitieren Sie von:
• Bequemer Online-Einreichung
• Gründliche Begutachtung
• Keine Platzbeschränkungen
• Veröffentlichung nach Aufnahmeverfahren
• Ihre Arbeit ist öffentlich zugänglich
Senden Sie Ihr Manuskript an:
forschungsjournal@bildungsmanagement.ac.at

Granzner-Stuhr, S. (2014). Methodischer Blick auf die Geschlechterforschung in der Beratungswissenschaft.
ARGE Forschungsjournal, 2014/01, S. 43-48
ISSN 2312-5853

ARGE Forschungsjournal The Open Access E-Journal

Methodischer Blick auf die Geschlechterforschung in der Beratungswissenschaft.

Stefanie Granzner-Stuhr[1]

Zusammenfassung

Besonders in der Frauen- und Geschlechterforschung lässt sich eine starke Tendenz zu qualitativen Methoden feststellen. Dies lässt sich nicht nur durch die methodischen Besonderheiten dieses Forschungsfeldes begründen, sondern auch aus einer grundsätzlichen method(olog)ischen Skepsis gegenüber einem männlich dominierten Forschungszweig, nämlich dem stark strukturierend–naturwissenschaftlichen. Trotzdem ist es, wie auch in vorliegendem Artikel erkennbar, oft sinnvoll, die beiden Zugänge miteinander zu verbinden, denn besonders in der Beratungsforschung ist ein methodisch offener Zugang oft zielführend.

Abstract

The field of women's and gender studies shows a strong preference for qualitative methods. This is due not only to the methodological particularities of the research field but also to a fundamental methodical as well as methodological skepticism towards another - male-dominated - research field, namely the strongly structuring natural sciences. The article shows, however, that it is nevertheless often advisable to combine both approaches, as an open-minded approach to method is often particularly constructive in counseling sciences.

Keywords: Geschlechterforschung, Frauenforschung, Beratungswissenschaften, empirische Sozialforschung, traditionell qualitative Ausrichtung, quantitative Zugänge

Qualitative und quantitative Methoden in der empirischen Sozialforschung

Historisch betrachtet, wurde vor allem in der Psychologie, aber auch in den Sozialwissenschaften stets großer Wert auf den Einsatz und die Weiterentwicklung quantitativer Methoden gelegt – angelehnt an die Exaktheit naturwissenschaftlicher Forschungen (vgl. Flick, 2005, S. 13). Davon wird in den vergangenen Jahren immer weiter abgerückt. Heute sind sowohl in psychologischen als auch sozialwissenschaftlichen Studien vermehrt qualitative Methoden im Einsatz, denn „qualitative Forschung ist von anderen Leitgedanken als quantitative Forschung bestimmt“. (ebd. S. 16)

Ganz grundsätzlich kann festgehalten werden, dass es sich bei quantitativen Verfahren um solche handelt, „in denen empirische Beobachtungen über wenige, ausgesuchte Merkmale systematisch mit Zahlenwerten belegt und auf einer zahlenmäßig breiten Basis gesammelt werden“ (Brosius & Koschel, 2005, S. 19.). „Qualitative Methoden beschreiben ein komplexes Phänomen in seiner ganzen Breite“ (ebd. S. 19). Allgemeiner ausgedrückt bedeutet es, dass qualitative Methoden meist dann zum Einsatz kommen, wenn ein Gegenstandsbereich noch relativ wenig erforscht wurde. Ziel der qualitativen Forschung ist es also, das Terrain aufzuarbeiten, Grundlagen, Besonderheiten, Eigenheiten, etc. eines Forschungsfeldes aufzuzeigen, um in Folge eine groß angelegte Befragung durchführen, um Aussagen über das gesammelte Wissen auch statistisch untermauern zu können (vgl. ebd. S. 20).

[1] Korrespondenz: stefanie.granzner@sfu.ac.at

© ARGE Bildungsmanagement. Dieser Open Access Artikel unterliegt den Bedingungen der ARGE Bildungsmanagement, welche die Nutzung, Verbreitung und Wiedergabe erlaubt, sofern die ursprüngliche Arbeit richtig zitiert wird.

Ein weiterer, auch für die in diesem Artikel vorgestellten Untersuchungen relevanter Aspekt findet sich in der Frage nach der Gegenstandsangemessenheit von Methode und Theorie.

> *„Entscheidend ist also, ob der Gegenstand auf die Methoden passt oder nicht. Ungewöhnliche Personen oder Situationen lassen sich durchaus finden, jedoch nicht unbedingt in so großer Zahl, dass die Stichprobe für eine quantifizierende Untersuchung und verallgemeinerbare Ergebnisse ausreicht"* (Flick, 2005, S. 16f.).

Dass es sich bei der Erforschung von geschlechtsspezifischen Aspekten in der Beratung um einen besonderen Forschungsgegenstand handelt, steht außer Frage. Um diesem in gebührendem Maße Rechnung tragen zu können und der Gegenstandsangemessenheit zu entsprechen, werden die meisten in diesem Bereich durchgeführten Studien mittels qualitativer Methoden, nämlich in Form von Interviews und/oder Gruppendiskussionen, erhoben.

Trotzdem oder vielleicht auch gerade aus diesem Grund ist es sinnvoll, immer wieder einmal über den methodischen Tellerrand zu blicken, um auch statistisch relevante Aussagen zu bekommen, welche das qualitativ erhobene Bild vervollständigen. So sind unter anderen auch die Forschungsergebnisse von Neumann, Benkert, Haßlinger, Lang & Perl (2010) als wichtige Grundlage für weitere, sowohl qualitativ als auch quantitativ andenkbare Studien anzusehen, denn allein die Tatsache, dass sich in der Grundgesamtheit der TeilnehmerInnen der 2010 in Österreich untersuchten Mediationslehrgänge (*N*=1.332) 960 Frauen befanden, was einem Anteil von 73% entspricht und nur 355 Männer (27%) (vgl. Neumann *et al.*, 2010, S. 53), ist es wert, näher beleuchtet zu werden.

Auch Agha & Granzner-Stuhr (2011) führten, angelehnt an die qualitativ ausgerichtete Studie zum Thema Co-Mediation von Pogatschnigg (2010), eine Fragebogenerhebung über geschlechtsspezifische Aspekte in der Mediation durch. Diese Studie zeigte u.a. signifikante Unterschiede im Bereich des Umgangs mit dem eigenen Geschlecht und dem der MediandInnen. Hier scheinen weibliche Mediatorinnen etwas sensibler in der Wahrnehmung geschlechtsspezifischer Aspekte zu sein. Hoch signifikante Zusammenhänge wurden im Bereich des Arbeitens am eigenen Geschlecht und der Bewusstseinsbildung nachgewiesen. Frauen lesen diesbezüglich mehr einschlägige Fachliteratur, führen bewusst Gespräche mit Geschlechtsgenossinnen, orientieren sich an Vorbildern und beobachten ihre Umwelt bewusster als männliche Kollegen. Auch agieren Mediatorinnen sensibler, wenn es um die Frage der Wichtigkeit des eigenen Geschlechts für die MediandInnen geht (vgl. Agha & Granzner-Stuhr, 2011, S. 62f.).

Qualitative Methoden in der Geschlechterforschung

Trotz der immer wieder erwiesenen Sinnhaftigkeit des Einsatzes quantitativer Methoden scheint es so, dass in der Geschlechterforschung besonders häufig qualitative Methoden angewandt werden. Ebenso häufig wie intensiv wird aber auch diskutiert, „in welcher Hinsicht qualitative Verfahren für die Zwecke und Erkenntnisinteressen von Frauenforschung in besonderem Maße geeignet sind" (Behnke & Meuser, 1999, S. 11). Laut AutorInnen muss diese methodische Auseinandersetzung mit dem herrschenden Wissenschaftsverständnis als Teil der feministischen Kritik angesehen werden, welche eben auch eine Kritik an den vorherrschenden Methoden, nämlich den quantitativen, welche an Standardisierung orientiert sind, beinhaltet (vgl. ebd. S. 12).

Qualitative Methoden haben den Anspruch, sich besser zur „Exploration des Unbekannten“ (ebd. S. 13) zu eignen, außerdem wird diesem methodischen Zugang „ein besonderes politisch-emanzipatorisches Potential zugesprochen“ (ebd. S. 13).

Behnke und Meuser (1999) beziehen sich bei der folgenden Nennung unterschiedlicher Vorzüge qualitativer Methoden, welche auf die enge Verzahnung von Frauenforschung und Frauenbewegung hinweisen, auf diverse Autorinnen, welche jeweils in Klammer stehend erwähnt werden (vgl. ebd. S. 14):

- Bislang unerforschte Lebenszusammenhänge von Frauen, deren subjektive Erfahrungen und Standpunkte erfasst werden können (vgl. Brück u.a., 1992; Müller, 1984).

- Mehrdeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten im Leben von Frauen: mithin wird die Differenziertheit der Alltagswelt der empirischen Forschung zugänglich (vgl. Müller, 1984; Smith, 1989).

- Der prozessuale Charakter und die „Kontextgebundenheit des gesellschaftlichen Bewusstseins“ sowie „nichtkonformistisches Bewusstsein und nicht-stereotype Meinungen“ können erfasst werden (vgl. Krüger, 1987, S. 76).

- Personen und deren komplexe Lebenslagen werden nicht auf den Status von Variablen reduziert (Millman & Kanter, 1987), die untersuchten Personen werden nicht nur als Objekte der Forschung gesehen, „sondern als Subjekte mit eigenen Relevanzstrukturen“ (Müller, 1984, S. 33f.) ernst genommen.

- Ein wechselseitiges Lernen und eine gegenseitige Aufklärung von Forscherinnen und Beforschten werden möglich (vgl. Brück u.a., 1992; Krüger, 1987).

„Die Maxime qualitativer Sozialforschung, soziale Wirklichkeit dadurch zu erfassen, dass die Perspektiven, Sinngebungen und Relevanzstrukturen der Gesellschaftsmitglieder rekonstruiert werden, wird von der Frauenforschung in der Weise aufgegriffen, dass sie daran emanzipatorische Ansprüche anschließt“ (Behnke & Meuser, 1999, S. 14).

Parteilichkeit und Empathie in der Frauenforschung

Den Anstoß zu einer intensiven und langjährigen Diskussion hinsichtlich der methodologischen und methodischen Ausrichtung der Frauenforschung gab Maria Mies mit ihrem Aufsatz „Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis“ im Jahre 1978. In eben jenem Aufsatz postuliert Mies, „dass die Forscherinnen in zweifacher Hinsicht in den Forschungsprozess involviert sind: als selbst von Unterdrückung *„Betroffene“* und als *„Forschende“*, die sich wissenschaftlich mit dieser Unterdrückung und den Möglichkeiten ihrer Aufhebung befassen“ (Mies, 1978, S. 45; zit. n. Behnke & Meuser, 1999, S. 20). Mies sieht in der Erfahrung, durch die eigene Geschlechtszugehörigkeit an dem Schicksal derjenigen teilzuhaben, die erforscht werden sollen, also an der Identifikation mit den Beforschten, keine Bedrohung der Objektivität, sondern eher eine methodische Chance:

Als selbst Unterdrückte, die wisse, „wie Unterdrückung sich auf der Seite der Opfer anfühlt“ (Mies, 1978, S. 46; zit. n. Behnke & Meuser, 1999, S. 20) seien Forscherinnen besser als ihre männlichen Kollegen in der Lage, eine umfassende Analyse von Herrschaftsverhältnissen und Herrschaftsmechanismen zu leisten. Die bei allen Unterschieden von sozialer Herkunft, Bildung, beruflicher Situation usw. gegebene grundlegende Gemeinsamkeit der Unterdrückungserfahrung mache es möglich, Frauenforschung nach Maßgabe der Prin-

zipien Betroffenheit, Empathie und Parteilichkeit zu betreiben (vgl. Behnke & Meuser, 1999, S. 20).

Behnke & Meuser beziehen sich weiterhin auf Mies (1978, S. 47ff.) und stellen in Folge ihr Programm einer „politisch engagierten Frauenforschung“ (Behnke & Meuser, 1999, S. 20) vor, welches sieben Postulate beinhalte:

1. An die Stelle des Gebots der Wertfreiheit solle eine *„bewusste Parteilichkeit“* treten, basierend auf einer Teilidentifikation mit den Erforschten. Dies sei das Gegenteil der üblichen „Zuschauerwissenschaft“, welche die Erforschten verdingliche.

2. Die Forschung solle von einem Herrschaftsinstrument, das sie bislang weitgehend sei, in ein Mittel zur Befreiung unterdrückter Gruppen verwandelt werden. Forschungsziele und die Auswahl von Forschungsgegenständen müssten „sich zunehmend an den Bedürfnissen und Interessen der Mehrzahl der Frauen orientieren“.

3. Statt kontemplative Zuschauerforschung zu sein, solle sich die Frauenforschung an emanzipatorischen Aktionen beteiligen.

4. Das impliziere, „dass die Veränderung des Status Quo als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Erkenntnis angesehen wird“. Denn nur Veränderung eröffne die Chance, dass sich die Frauen „ihrer wirklichen Lage bewusst“ werden.

5. Die Auswahl der Forschungsgegenstände sei nicht an den Interessen der Wissenschaftlerinnen zu orientieren, sondern müsse „von den allgemeinen Zielen und den strategischen und taktischen Erfordernissen“ der Frauenbewegung abhängig gemacht werden.

6. Forschung werde zu einem Bewusstwerdungsprozess sowohl für die Forscherin als auch für die Erforschten. Diese würden selbst „zu forschenden Subjekten in einer befreienden Aktion“.

7. Eine feministische Gesellschaftstheorie könne nicht in den Institutionen des Wissenschaftsbetriebs entstehen, sondern nur in der Teilnahme an den Kämpfen der Frauenbewegung.

Auch wenn Mies in ihren Postulaten die Methodenfrage nicht direkt anspricht, kann davon ausgegangen werden, dass mittels qualitativer Zugänge diesen eher entsprochen werden kann als mittels quantitativer, standardisierender Verfahren, da diese eine Identifikation mit den Erforschten nur schwer möglich machen (vgl. Behnke & Meuser, 1999, S. 21).

Gruppendiskussion und (Biographisches) Interview als Methoden der Geschlechterforschung

Das Gruppendiskussionsverfahren hat in den vergangenen Jahren in der sozialwissenschaftlichen Forschung stark an Bedeutung gewonnen, da mit diesem kollektive Phänomene erfasst werden können, die sich der quantitativen Forschung weitestgehend entziehen würden.

> *„Das Gruppendiskussionsverfahren fokussiert kollektive Orientierungen, Wissensbestände und Werthaltungen. Seine Einsatzbereiche erstrecken sich von der interkulturellen Forschung, der Jugend-, Generations-, Milieu- und Geschlechterforschung über die Organisations- und Evaluationsforschung und Organisationsberatung bis hin zur Medien- und Kommunikationsforschung“* (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2008, S. 107).

Das Ziel einer Gruppendiskussion ist nicht ein möglichst effizientes Abfragen von Einzelmeinungen, wie dies in der Marktforschung teilweise gemacht wird (man spricht dann von

einer Gruppenbefragung), sondern die Initiierung eines möglichst regen Gedankenaustauschs der teilnehmenden Personen zu einem vorgegebenen Thema. Den Verlauf der Diskussion darf man sich nicht unbedingt als Diskussion im Sinne eines regen Austauschs von Argumenten vorstellen, sondern eher wie ein Gespräch unter FreundInnen, in dem „auch biographisch oder handlungsbezogen erzählt, sich gemeinsam erinnert und wechselseitig ergänzt wird“ (vgl. Loos & Schäffer, 2001, S. 13).

> *„Mit der Fokussierung auf die Erzeugung von Selbstläufigkeit soll sichergestellt werden, dass sich die Diskussion der gegebenen Gruppe in ihrer Eigenläufigkeit bzw. Eigenstrukturiertheit entfalten kann. Es sollen so die Relevanzsysteme derjenigen zur Sprache kommen, die Gegenstand des Forschungsinteresses sind“* (Loos & Schäffer, 2001, S. 52).

An seine Grenzen stößt das Gruppendiskussionsverfahren, wenn es um die Erfassung und Analyse individueller Biographien geht.

> *„Biographie als theoretisches Konzept thematisiert die subjektive Aneignung und ‚Konstruktion‘ von Gesellschaft (...) ebenso wie die gesellschaftliche Konstitution von Subjektivität“* (Behnke & Meuser, 2001, S. 50; zit. n. Dausien, 1994, S. 152).

In der Frauenforschung hat die Biographieforschung von jeher einen hohen Stellenwert. Eine adäquate Methode für das Erforschen von Biographien stellt das narrative Interview dar. Mit dieser qualitativen Methode „wird die Erzählform gewählt, um erfahrungsnahe, subjektive Aussagen über die Ereignisse und biographische Abläufe zu gewinnen“ (Diekmann, 2004, S. 449).

> *„Narrative Interviews sind als Erhebungsverfahren nur dort geeignet, wo selbst erlebte Prozesse erzählt werden können. Es wird angenommen, dass das Erzählen diejenige Form der Darstellung ist, die – im Vergleich zum Beschreiben oder Argumentieren – der kognitiven Aufbereitung der Erfahrung am meisten entspricht“* (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2008, S. 96).

Innerhalb der Beratungsforschung gibt es, wie man sieht, vielerlei methodische Möglichkeiten, in denen untersucht werden kann, wie die „interaktive Herstellung von Geschlecht verbunden wird mit der Analyse von Geschlechterordnungen in modernen Gesellschaften“ (Gildemeister, 2005, S. 223). Die Offenheit der qualitativen Methoden, verbunden mit den Möglichkeiten der Statistik, explizit nachzufragen und zu quantifizieren, stellen eine gute Möglichkeit dar, dieses Forschungsfeld zu betreten und für sich zu erschließen.

Literatur

Agha, M. & Granzner-Stuhr, S. (2011). Empirischer Beitrag zur Geschlechterforschung. In S. Granzner-Stuhr & I. M. Pogatschnigg (Hrsg.), „Ich kann ja nicht androgyn werden“. Geschlechtsspezifische Aspekte in der Mediation (S. 45-84), Wien: Peter Lang Verlag.

Behnke, C. & Meuser, M. (1999). Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen: Leske+Budrich.

Bohnsack, R. (1989). Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske+Budrich.

Brosius, H.-B. & Koschel, F. (2005). Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung, 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.

Dausien, B. (1994). Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zu biographischen Ansätzen in der Frauenforschung. In A. Diezinger, u. a. (Hrsg.), Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung (S. 129-154), Freiburg: Schriftenreihe der Sektion Frauenfor-

schung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Band 8.

Diekmann, A. (2004). Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 12. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Flick, U. (2005). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 3. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Gildemeister, R. (2005). Geschlechterforschung (gender studies). In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Hrsg.). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 4. Auflage (S. 213–223), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Loos, P. & Schäffer, B. (2001). Das Gruppendiskussionsverfahren. Opladen: Leske+Budrich.

Mies, M. (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 1, 41 – 63.

Neumann, A., Benkert, M., Haßlinger, S., Lang, S. & Perl, E. (2010). Mediationsausbildung. Berufsausbildung, Weiterbildung oder Hobby? Wien: Linde Verlag.

Pogatschnigg, I.M. (2010). Spielt Geschlecht/ Gender in der Co-Mediation eine Rolle? Unveröffentlichte Diplomarbeit. Wien: ARGE Bildungsmanagement.

Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2008). Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, München: Oldenbourg Verlag.

Autorin

Mag.[a] Dr.[in] Stefanie Granzner-Stuhr, M.A.; Mediatorin, Kommunikationswissenschaftlerin; Univ.-Ass.[in] an der SFU Wien - Department für Psychologie/Institut ARGE Bildungsmanagement
E-Mail: stefanie.granzner@sfu.ac.at

Diesen Artikel zitieren als: Granzner-Stuhr, S. (2014). Methodischer Blick auf die Geschlechterforschung in der Beratungswissenschaft. ARGE Forschungsjournal, 2014/01

Reichen Sie Ihr Manuskript bei der
ARGE Bildungsmanagement ein und profitieren Sie von:
• Bequemer Online-Einreichung
• Gründliche Begutachtung
• Keine Platzbeschränkungen
• Veröffentlichung nach Aufnahmeverfahren
• Ihre Arbeit ist öffentlich zugänglich
Senden Sie Ihr Manuskript an:
forschungsjournal@bildungsmanagement.ac.at